



WERK *und* WIR

WEIHNACHTEN 1954



Karl Betzer ist einer der Mitarbeiter der Westfalenhütte. Tag um Tag steht er am Abstichloch eines unserer Hochöfen. Sein Gruß an der Jahreswende gilt seinen Arbeitskollegen. Sein Wunsch für das kommende Jahr: Eine gedeihliche Fortentwicklung unseres Unternehmens zum Besten unserer Mitarbeiter.

Ich glaube
an die
Zukunft
der Menschheit

Weil ich auf die Kraft der Wahrheit und des Geistes vertraue, glaube ich an die Zukunft der Menschheit. Von denen, die irgendwie den Drang in sich fühlen und tatsächlich befähigt wären, persönliches Tun zum Berufe ihres Lebens zu machen, müssen die meisten der Umstände halber darauf verzichten. Gewöhnlich liegt es daran, daß sie für Menschen, die von ihnen abhängen, zu sorgen haben oder zum Erwerb ihres eigenen Unterhaltes in einem Berufe verbleiben müssen. Nur wer aus eigener Kraft oder durch ergebene Freunde in materieller Hinsicht ein Freier ist, kann es heute wagen, den Weg persönlicher Tat zu begehen.

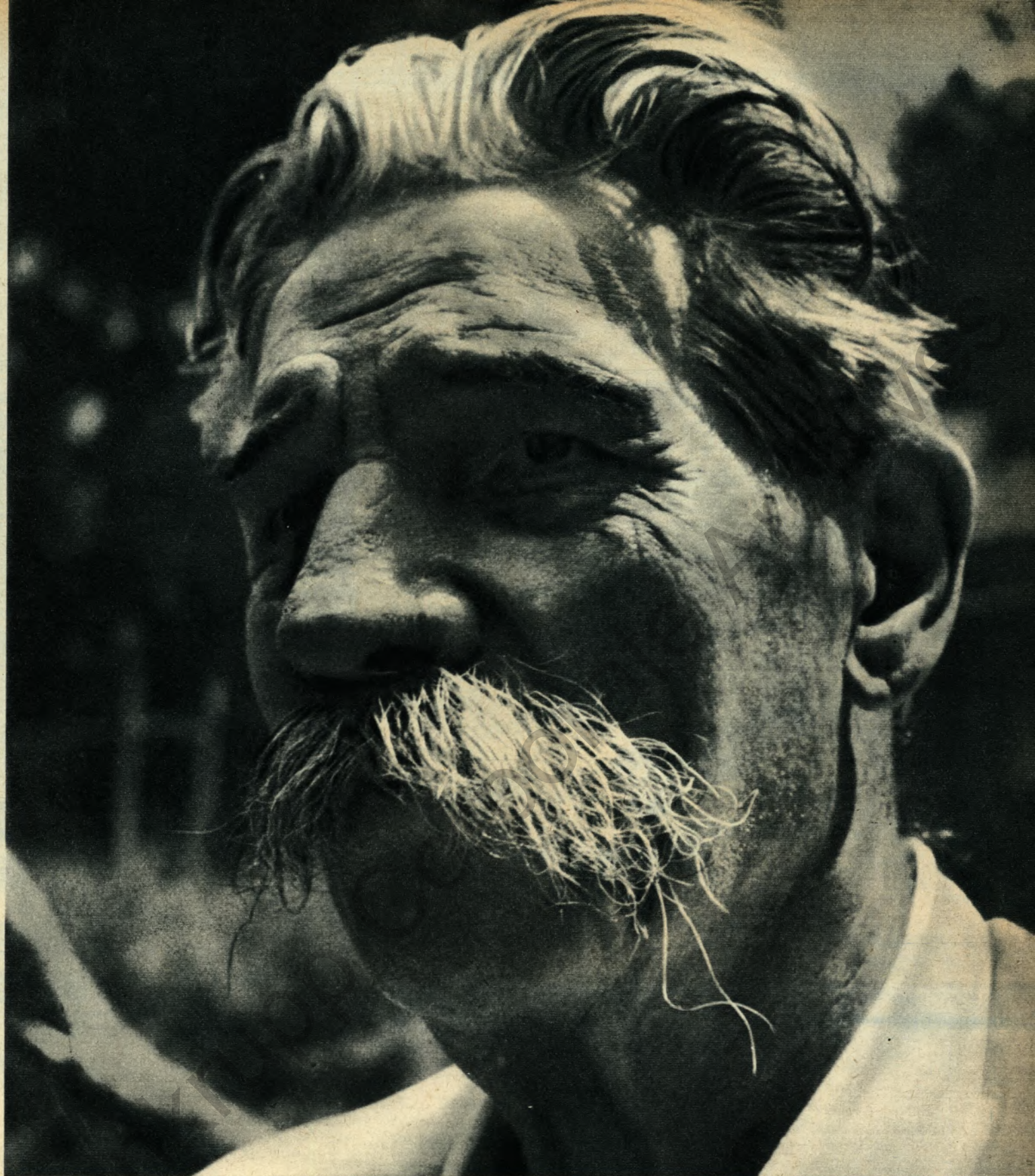
Ungeheure Werte bleiben durch Versäumnisse in jedem Augenblicke im Zustande des Nichts. Was aber davon Wille und Tat wird, bedeutet einen Reichtum, den man nicht unterschätzen soll. Unsere Menschheit ist gar nicht so materialistisch, wie es in törichtem Gerede immerfort behauptet wird. Nach dem, wie ich die Menschen kennengelernt habe, steht mir fest, daß unter ihnen viel mehr ideales Wollen vorhanden ist, als zum Vorschein kommt. Wie die Wasser der sichtbaren Ströme wenig sind im Vergleich zu denen, die unterirdisch dahinfluten, so auch der sichtbar werdende Idealismus im Vergleich zu dem, den die Menschen unentbunden oder kaum entbunden in sich tragen. Das Unentbundene entbinden, die Wasser der Tiefe an die Oberfläche leiten, die Menschheit harrt derer, die solches vermögen.

Daß jeder in der Lage, in der er sich befindet, darum ringt, wahres Menschentum an Menschen zu betätigen: davon hängt die Zukunft der Menschheit ab.

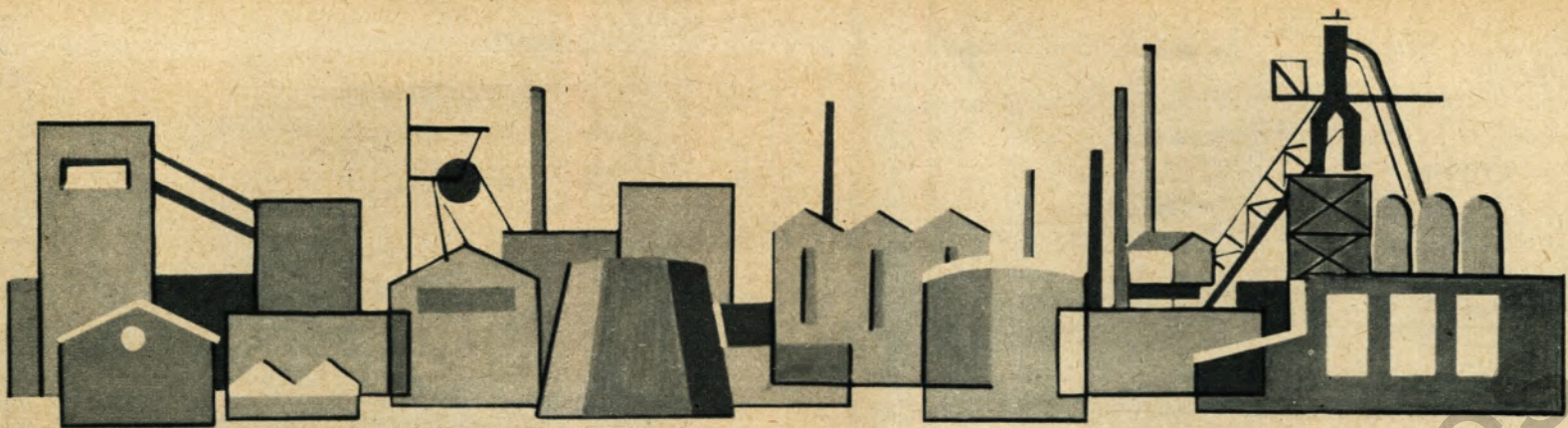
Früher galt dies nicht in diesem Maße, weil der, der auf Erwerb verzichtete, immerhin noch Hoffnung haben konnte, irgendwie durchs Leben zu kommen, während derjenige, der in den heutigen, schweren, wirtschaftlichen Verhältnissen dasselbe tun wollte, Gefahr lief, nicht nur materiell, sondern auch geistig zugrunde zu gehen.

Von dem in der Menschheit vorhandenen idealen Wollen kann immer nur ein kleiner Teil zu öffentlich auftretender Tat werden. Allem übrigen ist bestimmt, sich in vielem Unscheinbaren zu verwirklichen, das miteinander einen Wert darstellt, der denjenigen des Tuns, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht, tausendfach und aber tausendfach übertrifft. Es verhält sich zu ihm wie das tiefe Meer zu den Wellen, die seine Oberfläche bewegen. Die unscheinbar wirkenden Kräfte des Guten sind in denjenigen verkörpert, die das persönliche unmittelbare Dienen, das sie nicht zum Berufe ihres Lebens machen können, im Nebenamt betreiben. Das Los der vielen ist, zur Erhaltung ihrer Existenz und zu ihrer Betätigung in der Gesellschaft eine mehr oder weniger seelenlose Arbeit zum Beruf zu haben, in der sie nicht viel oder fast nichts von ihrem Menschentum verausgaben können, weil sie sich in ihr fast wie Menschenmaschinen zu betätigen haben. Dennoch aber befindet sich keiner in der Lage, daß er nicht Gelegenheit hätte, sich irgendwie als Mensch zu verausgaben. Die Hauptsache ist, daß die Betroffenen ihr Schicksal nicht einfach über sich ergehen lassen, sondern sich mit aller Energie durch geistige Tat in den ungünstigen Verhältnissen als Menschenpersönlichkeiten zu behaupten suchen. Sein Menschenleben neben dem Berufsleben rettet sich, wer auf die Gelegenheit aus ist, in persönlichem Tun, so unscheinbar es sei, für Menschen, die eines Menschen bedürfen, Mensch zu sein. Dadurch stellt er sich in den Dienst des Geistigen und Guten. Kein Schicksal kann einem Menschen dieses unmittelbare menschliche Dienen im Nebenamt versagen. Wenn so viel davon unverwirklicht bleibt, liegt es daran, daß es versäumt wird.

Albert Schweitzer

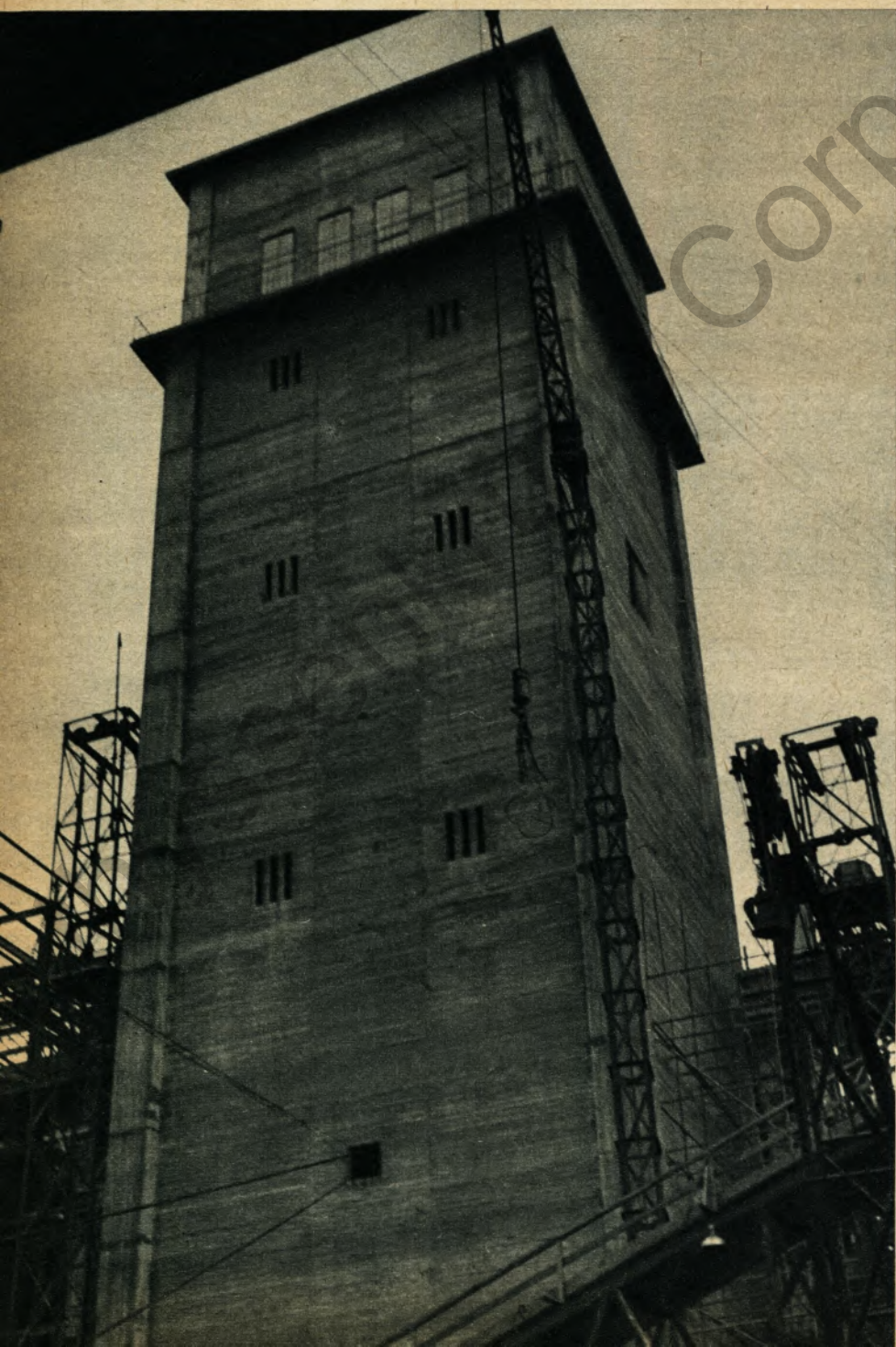


Frieden“ und „Liebe“ werden die Worte sein, von denen die Welt in diesen Tagen mehr als sonst zu einer Zeit des Jahres widerhallt. Während diese Worte in unseren Ohren oder gar in unseren Herzen nachklingen, sitzt in seinem Spital in Lambarene, 400 Kilometer von der westafrikanischen Küste entfernt, ein Mann, der des Wortes nicht bedarf, um die Botschaft vom Frieden und von der Liebe in die Welt zu tragen: Albert Schweitzer. „Was ein Mensch an Gültigkeit in die Welt hinausgibt, arbeitet an den Herzen und an dem Denken der Menschen“, schreibt er und gibt diese Gültigkeit in die Welt, an seine 500 Kranken Neger in seinem Spital und an jene, die des Beispiels zur Besinnung bedürfen. Ihnen allen opferte er den wissenschaftlichen Ruhm des Professors und den künstlerischen Ruf des meistertüchtigsten Orgelspielers Europas. Jeder, der um das wahrhaft Menschliche weiß, bewundert ihn, weil sein Glaube an die Menschheit und ihre Zukunft über das Wort Idealismus hinausgeht und durch Selbstaufopferung zur dienenden Tat an dieser Menschheit wurde. Am 14. Januar 1955 wird Albert Schweitzer 80 Jahre. 44 Jahre verbrachte er in seinem Urwaldspital. So Großes er auch als Wissenschaftler, Künstler und ärztlicher Menschenfreund vollbrachte, am größten ist doch, daß er als Mahner der Tat das einfachste Geheimnis des Daseins meistern lehrte: Zwischen Menschen und Menschen den Geist der Verständigung, des Friedens und der Liebe aus Ehrfurcht vor dem Leben lebendig zu bewahren. So gibt Schweitzer uns den Glauben an die Zukunft der Menschheit.



ZUR LAGE UNSERER GESELLSCHAFTEN

Der nachstehende Bericht soll allen unseren Belegschaftsmitgliedern einen Überblick über Lage und Entwicklung des Unternehmens im Sinne des § 69 Abs. 3 des Betriebsverfassungsgesetzes geben. In diesem Bericht beschränken wir uns auf die Darstellung der seit dem letzten Bericht eingetretenen wesentlichen Veränderungen und Vorgänge, um der Berichterstattung über das am 30. September abgelaufene Geschäftsjahr 1953/54 nicht vorzugreifen.



Unser letzter Lagebericht („Werk und wir“, Heft 8) schloß mit der Feststellung, daß die günstige Beschäftigungslage anhalten wird und daß erst mit dem jahreszeitlich bedingten Rückgang in der Bauwirtschaft eine Abschwächung eintreten dürfte. Heute kann berichtet werden, daß die industrielle Produktion auch im September und Oktober bemerkenswert angestiegen ist, so daß in vielen Wirtschaftszweigen die vorhandenen Erzeugungsanlagen voll ausgenutzt sind. Die konjunkturelle Entwicklung ist deutlich erkennbar bestimmt durch die außerordentlich lebhafte Bautätigkeit, durch die Investitionen zur Rationalisierung und Modernisierung der Erzeugungsanlagen sowie durch die rege Auslandsnachfrage. Die Entwicklung im Bereich der Verbrauchsgüter ist nicht einheitlich. Während langlebige Verbrauchsgüter wie Möbel — wohl im Zusammenhang mit dem regen Wohnungsbau — stark gefragt sind, hat sich die Nachfrage in der Textil- und Bekleidungsindustrie keineswegs so erhöht, wie für den Herbst erwartet wurde.

Auftragshöchststand in der Eisen- und Stahlindustrie

In der Eisen- und Stahlindustrie ist bisher eine jahreszeitliche Abschwächung nicht zu beobachten; für November ist sogar mit einem weiteren Ansteigen des Auftragseinganges und damit mit einem Höchststand gebuchter Aufträge zu rechnen. Die Lieferfristen haben weiter zugenommen; in einzelnen Walzstahlerzeugnissen werden Engpässe in der Erzeugung deutlich sichtbar.

Obwohl im gegenwärtigen Zeitpunkt in der Eisen- und Stahlindustrie die Nachfrage das Angebot übersteigt, wir also in diesem Wirtschaftsbereich von einem „Verkäufermarkt“ sprechen können, sind die Preise im wesentlichen stabil geblieben. Lediglich der sogenannte „Monnet“-Rabatt, über den bei seiner Einführung ohnehin geteilte Auffassungen be-

Der Bau der neuen Förderanlage auf Kaiserstuhl-Ostfeld ist fast abgeschlossen. Unser Bild zeigt den Bauzustand Ende November.

standen und der im September dieses Jahres zunächst für Stabstahl in Wegfall kam, ist mittlerweile für alle Walzstahlsorten aufgehoben worden.

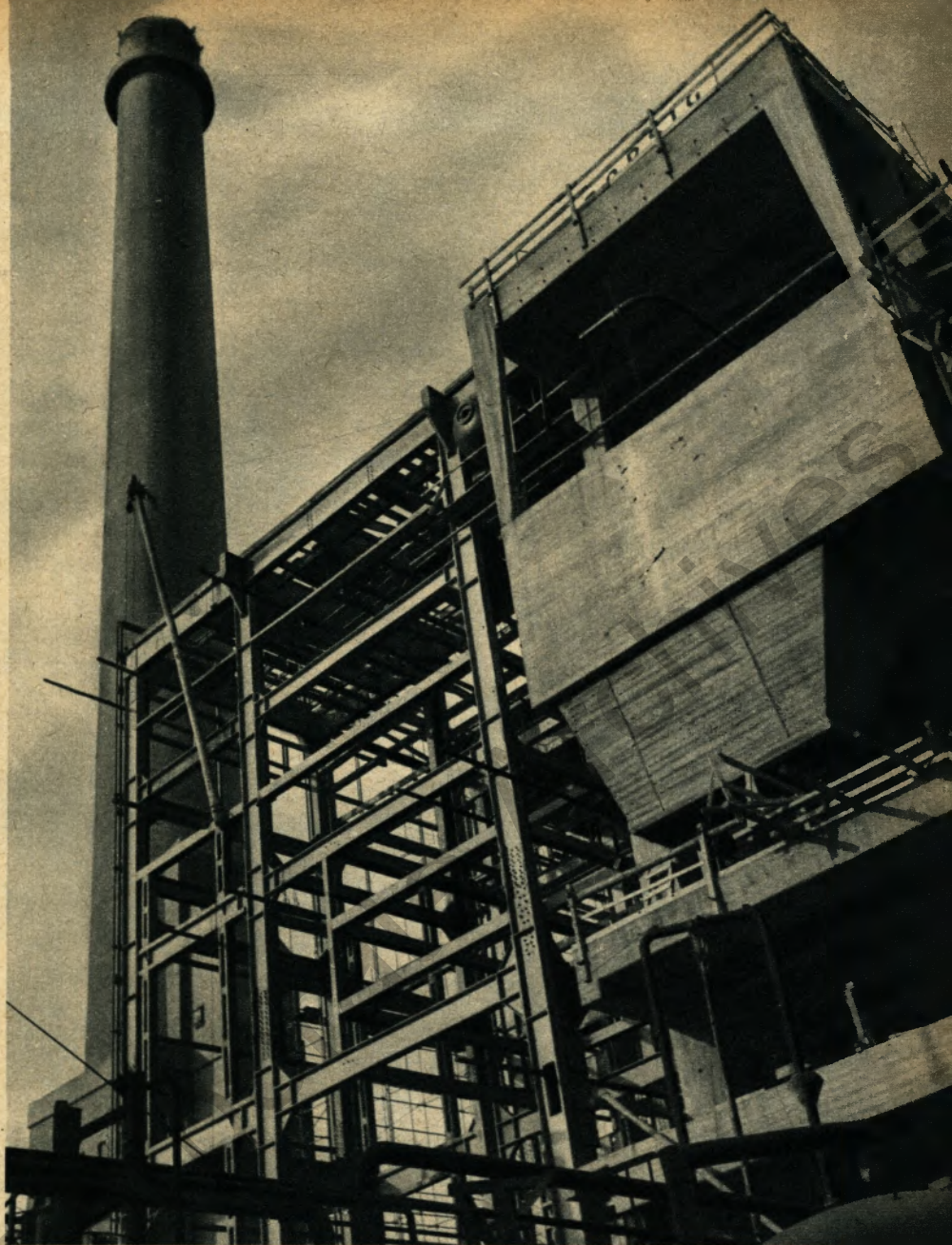
Im Augenblick ist mit einer Störung in dieser wirtschaftlichen Entwicklung nicht zu rechnen, da sich auch die wirtschaftliche Lage in USA, die vor Jahresfrist einige Besorgnis auslöste, gefestigt hat. Allerdings hat sich der Export der USA unter dem Druck der vorhandenen Erzeugungskapazität ganz bedeutend erhöht. Diese verstärkte amerikanische Konkurrenz ist jetzt und wird gewiß auch in der kommenden Zeit besonders in den südamerikanischen Ländern auch für die deutschen Exporteure zu spüren sein.

Harter Wettbewerb bleibt

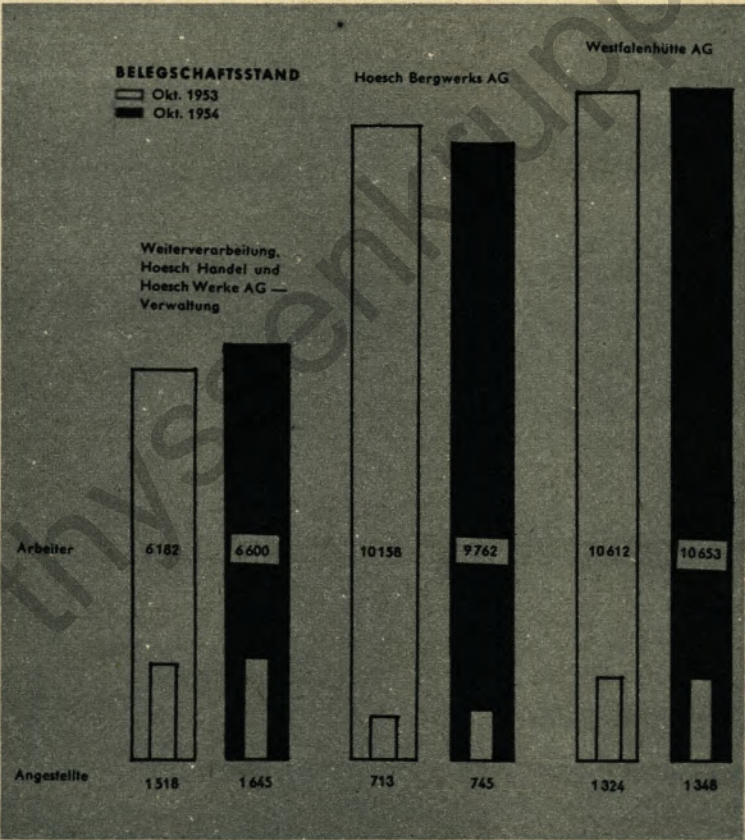
Zusammenfassend kann zur gesamtwirtschaftlichen Lage gesagt werden, daß trotz guter Beschäftigung und ausgelasteter Erzeugungsanlagen ein harter Wettbewerb, vor allem auch auf den Weltmärkten bleiben wird. Um in diesem Wettbewerb zu bestehen, müssen Kostenerhöhungen (Schrottpreise, Löhne usw.) durch Rationalisierungsmaßnahmen ausgeglichen werden; die Erhöhungen der Kosten dürfen sich also möglichst nicht in Preissteigerungen auswirken.

* * *

Im Rahmen der allgemeinen Wirtschaftslage haben sich unsere Gesellschaften ausnahmslos zufriedenstellend behauptet und entwickelt. Die volle Beschäftigung ist bei allen Gesellschaften für die nächsten Monate gesichert. Im übrigen hat der Geschäftsumfang der letzten Monate zu Einstellungen geführt. Während Ende Juni dieses Jahres 30229 Beschäftigte in unseren Werken arbeiteten, hat sich der Belegschaftsstand bis Ende Oktober auf 30753 Beschäftigte erhöht. Die Beschäftigten verteilen sich auf die einzelnen Bereiche unseres Unternehmens wie folgt:



Der Anbau des Kraftwerks auf Fürst-Leopold-Baldur in Hervest-Dorsten schreitet ebenfalls voran. Im Mai 1955 soll dieser erweiterte Teil des Kraftwerks in Betrieb genommen werden.



	Arbeiter	Angestellte
Bergbau	9 762	745
Westfalenhütte	10 653	1 348
Weiterverarbeitung (einschl. Hoesch Handel und Hoesch Werke AG)	6 600	1 645

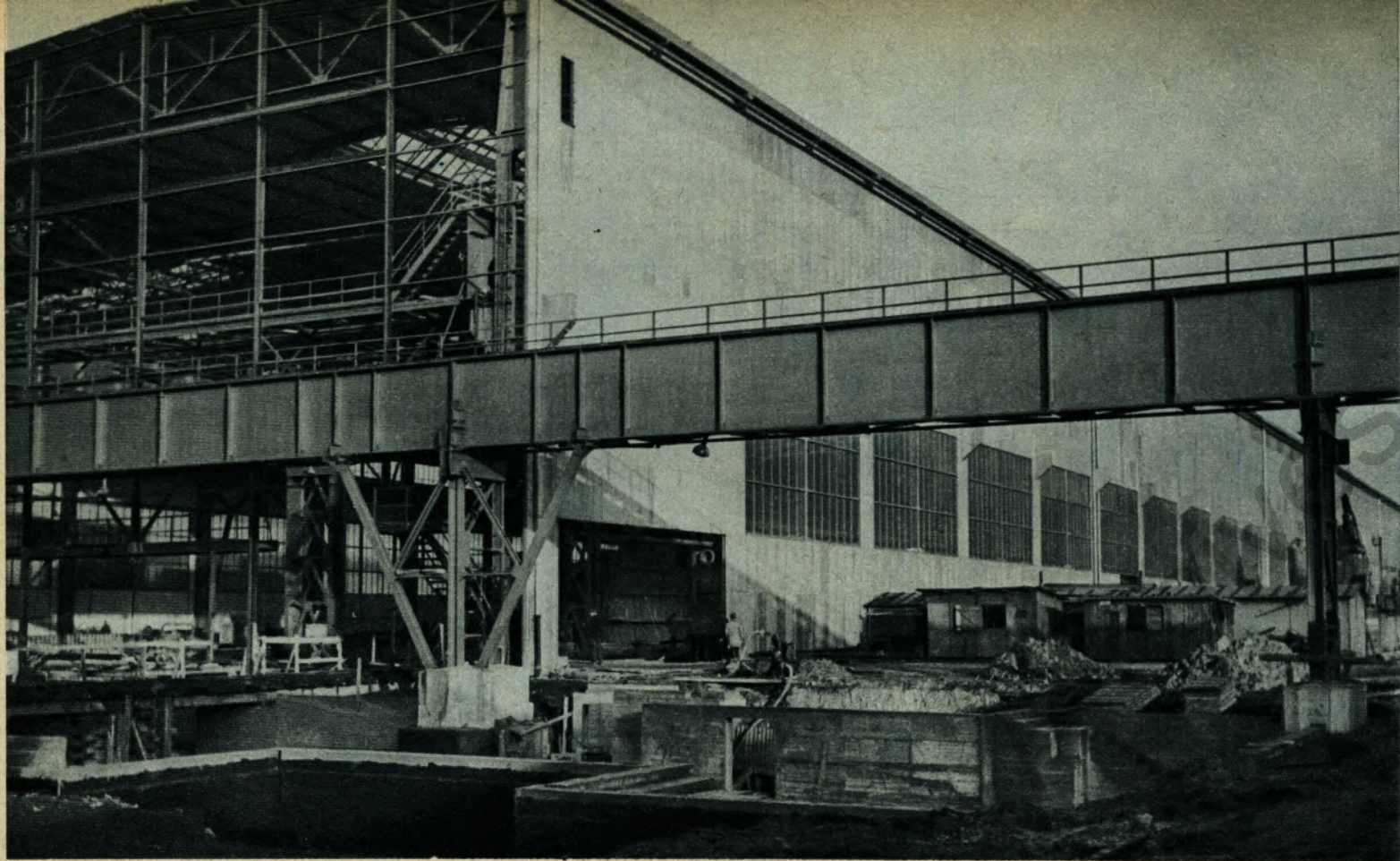
Bei den Neueinstellungen haben wir berücksichtigt, daß nach Fertigstellung noch nicht beendeter Neubauten Arbeitskräfte frei werden, die wir innerbetrieblich umsetzen wollen; denn unsere Neubauten sollen ja nicht unsere Mitarbeiter arbeitslosmachen.

Facharbeiter sind sehr gesucht

Mit Aufmerksamkeit verfolgen wir bereits jetzt die Entwicklung des Arbeitsmarktes. Ende September gab es in der Bundesrepublik 825 000 Beschäftigungslose, unter denen sich zweifellos eine große Anzahl nicht voll einsatzfähiger Erwerbsloser befindet. Schon jetzt besteht in den Industriegebieten für einzelne Wirtschaftszweige ein spürbarer Facharbeitermangel. Wenn die ersten Jahrgänge für die Streitkräfte erfaßt werden, könnte sich dieser Zustand verschärfen, so daß vorkehrende Überlegungen schon heute mit aller Sorgfalt angestellt werden. Zur Lage der Gesellschaften im einzelnen ist folgendes zu berichten:

Hoesch Bergwerks Aktiengesellschaft

Die Entwicklung im letzten Quartal des am 30. September 1954 abgelaufenen Geschäftsjahres ist dadurch gekennzeichnet, daß auf der



Die Werkshallen für die neue kontinuierliche Halbzeugstraße der Westfalenhütte sind errichtet. An der maschinellen Ausrüstung wird mit Hochdruck gearbeitet, sodaß der Termin der Inbetriebnahme gehalten werden kann

Absatzseite eine fühlbare Entspannung eingetreten ist. Insbesondere gilt dies von der Kohle, wo der Haldenbestand von 66 027 Tonnen Ende Juni 1954 zurückgegangen ist auf 37 024 Tonnen Ende September 1954; am 1. November lagerten nur noch 22 331 Tonnen. Leider konnte der Koksbestand, bei dem es sich nur um Brechkoks handelt, nicht in einem solchen Maße abgebaut werden.

Die Förderung der Hoesch Bergwerks AG betrug im Berichtszeitraum 709 859 Tonnen gegenüber 648 742 Tonnen im vorherigen Quartal, während die Kokserzeugung von 212 431 Tonnen im 2. Quartal 1954 auf 244 300 Tonnen im 3. Quartal 1954 anstieg, was einer Steigerung von rd. 15 v. H. entspricht. Die Leistung je Mann und Schicht unter Tage hat auch im Berichtszeitraum wieder über dem Ruhrdurchschnitt gelegen.

Am 3. Juli 1954 brach im Grubenbetrieb der Zeche Fürst Leopold ein Grubenbrand aus, der durch Kurzschluß eines 500-Volt-Kabels entstand. Erfreulicherweise kamen Menschen dabei nicht zu Schaden. Mit den Aufwältigungsarbeiten zur Wiederaufnahme der Förderung in dem stillgesetzten Streb ist bereits begonnen worden.

Die Bauarbeiten an unseren Neubauprojekten gehen im wesentlichen planmäßig weiter. Die neue Wäsche für die Kaiserstuhl-Schachtanlagen und die Skipförderung werden im Januar 1955 betriebsbereit sein, so daß dann die Förderung aus den beiden Grubenfeldern vereinigt sein wird. Auf der Schachtanlage Fürst Leopold wird die zweite Ausbaustufe des Kraftwerkes voraussichtlich im Mai nächsten Jahres in Betrieb kommen.

Die Entwicklung bei der Westfalenhütte AG

Die Westfalenhütte AG. erreichte für das vierte Quartal des abgelaufenen Geschäftsjahres (Juli/September 1954) einen Anteil von 8,5 v. H. der Roheisenerzeugung, 8 v. H. der Rohstahlerzeugung und 5,7 v. H. der Walzwerksfertigerzeugung im Bundesgebiet. Der Auftragseingang hat weiter zugenommen, die Lieferzeiten betragen für manche Erzeugnisse 3 bis 5 Monate. Da nach allgemeiner Auffassung die Vorratshaltung in der Eisenverarbeitung keineswegs zu groß ist, rechnet die Gesellschaft auch weiterhin mit einem guten Auftrags- eingang. Bei dieser günstigen Beurteilung der Auftragslage darf

jedoch nicht übersehen werden, daß bei allgemeiner rückläufiger Wirtschaftsentwicklung nach allen bisherigen Erfahrungen die Auftragsbestände durch Streichungen oder Hinauszögern der Abruf- termine sehr leicht erheblich zusammenschrumpfen.

Die Arbeiten an der neuen Halbzeugstraße verlaufen termingemäß. Der Einsatz neuartiger Montagegeräte führte bei der Errichtung der Hallen, die in vier Monaten aufgestellt wurden, zu vorbildlichen Leistungen. Da auch die Kräne, die die Aufbauarbeiten erleichtern sollen, bereits in Betrieb sind, kann insgesamt mit termingemäßigem Ablauf und Abschluß der Bauarbeiten gerechnet werden.

Die Fundamente zum Erweiterungsbau des Hoesch-Verwaltungsgebäudes an der Eberhard- straße in Dortmund sind gelegt



Auch in der Sicherung einer ausreichenden und zeitgerechten Energieversorgung der Hütte sind gute Ergebnisse und Fortschritte erzielt worden.

Hohenlimburger Walzwerke AG.

Die Hohenlimburger Walzwerke A.G. haben sich im Berichtszeitraum recht günstig entwickelt. Vor allem wollen wir erwähnen und anerkennen, daß die sehr günstigen Produktionsziffern

trotz der mit dem Neubau der neuen Mittelbandstraße verbundenen Schwierigkeiten, bei denen manche Abteilungen buchstäblich unter freiem Himmel arbeiteten, geschafft werden konnten. Die Gesellschaft erreichte im Juli die bisher höchste Produktion seit ihrem Bestehen. Auf der Bergbauausstellung in Essen waren die Hohenlimburger Walzwerke mit einem neuentwickelten Panzerverzug vertreten, über den wir in Heft 9 von „Werk und wir“ ausführlich berichtet haben.

Auch die Investitionsprogramme der übrigen Gesellschaften laufen termingemäß ab. Die Beschäftigung ist bei allen Gesellschaften zufriedenstellend; das gilt auch für die Dörken AG. in Gevelsberg, die auf Grund der Abrufe der Bundesbahn zur Zeit gut beschäftigt ist. Auch in diesem Bericht wollen wir darauf hinweisen, daß Mannesmann und wir die Verhandlungen über die Errichtung eines gemeinsamen Rohrschweißwerkes abgeschlossen haben. Hierüber berichten wir an anderer Stelle dieses Heftes. Schließlich wird das Hiltruper Röhrenwerk durch eine neue Rohrschweißanlage in den Werkhallen des ehemaligen Preßwerks der Schmiedag AG in Hagen sein Erzeugungsprogramm abrunden.

Löhne und Gehälter wurden erhöht

In die Berichtszeit fällt der Abschluß des Lohn- und Gehaltsabkommens vom 28. August 1954, das unsere Gesellschaften im Sinne der zwischen dem neuen Arbeitgeberverband, der Industriegewerkschaft Metall und der Deutschen Angestelltengewerkschaft geführten Verhandlungen eingeführt haben. Auch der Bergbau hat im Berichtszeitraum für einen Teil seiner Belegschaftsmitglieder die Löhne er-

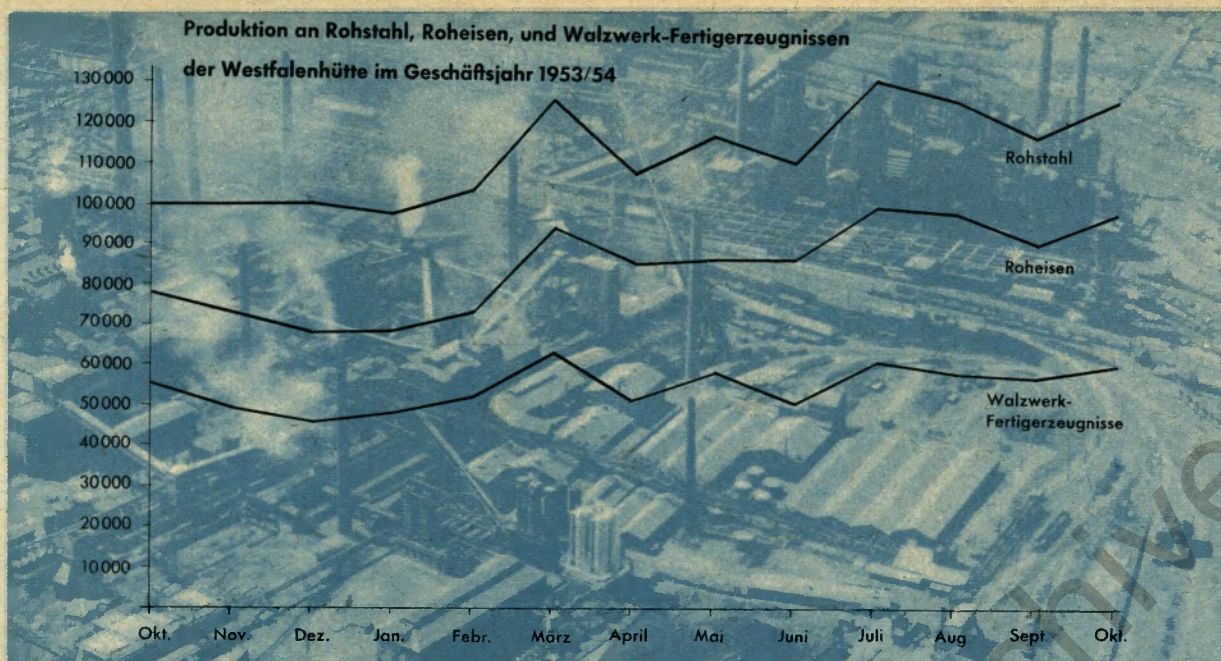
höht, und zwar mit Wirkung vom 1. September 1954 die Tarifsätze der Schichtlöhner der Lohngruppen 1 bis 5 unter und über Tage sowie die Erziehungsbeihilfen für Handwerkerlehrlinge um 5 v. H. Im Bereich des Handels ist eine Tarifierhöhung bereits zum 1. August 1954 wirksam geworden.

Aus der Sozialarbeit

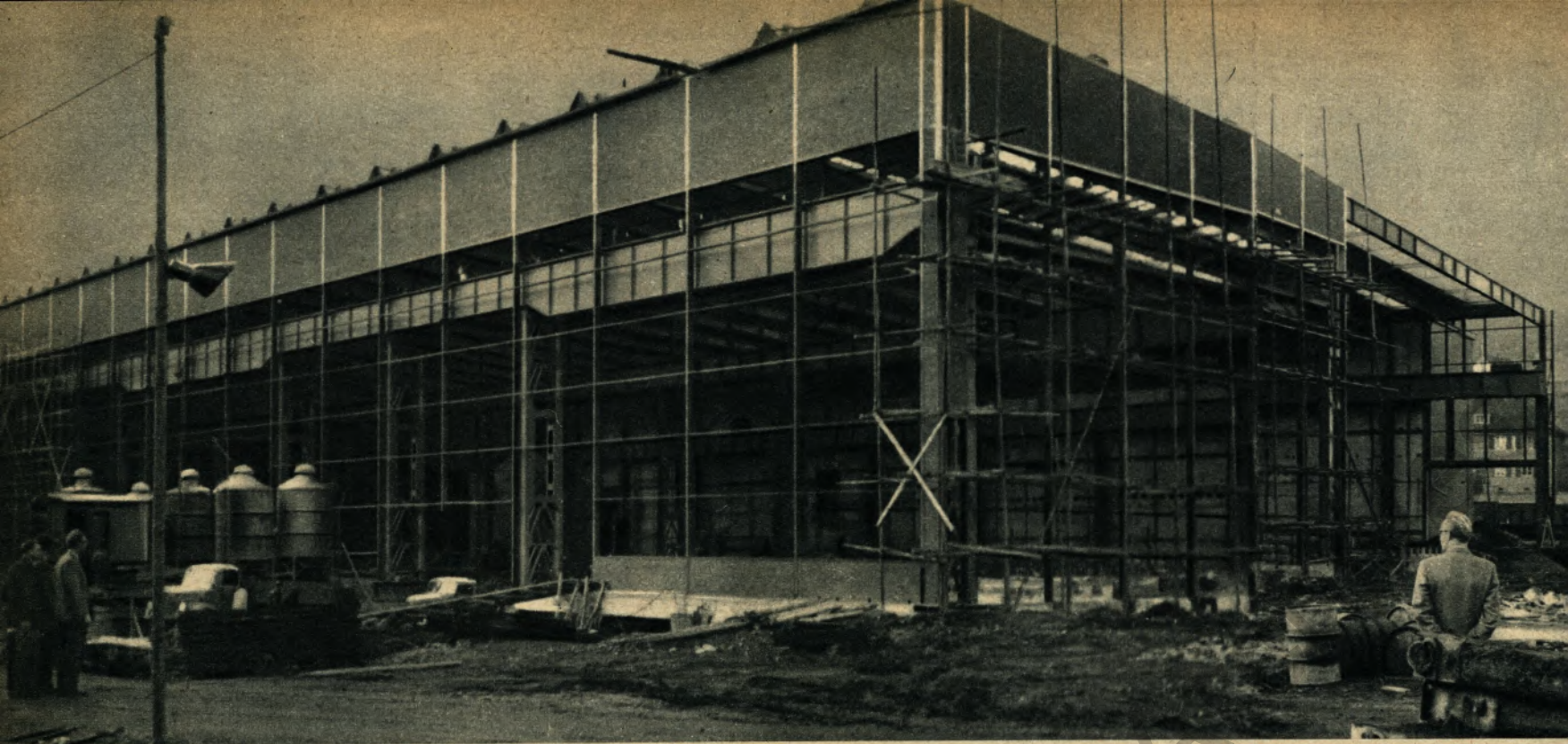
Der Gesundheitszustand der Belegschaften kann als gut bezeichnet werden. Die Krankenziffern unserer Gesellschaften liegen unter dem Durchschnitt der in der Arbeitsgemeinschaft der Betriebskrankenkasse zusammengefaßten Kassen.

Trotz aller Mühe, die der Verbesserung der Betriebssicherheit und der Unfallverhütung gilt, ist die Zahl der Betriebsunfälle, wenn sie auch im Rahmen des Durchschnitts vergleichbarer Betriebe liegt, hoch. Die nachstehende Übersicht zeigt die Zahl der bei unseren Gesellschaften in der Zeit vom 1. Mai bis 31. August 1954 eingetretenen Betriebsunfälle.

In dieser Übersicht ist die Hoesch Bergwerks AG. nicht enthalten, weil im Bergbau die Unfälle nach anderen Gesichtspunkten erfaßt und gegliedert werden. Die Unfallverhütung hat immer in allererster Linie eine soziale Seite; aber wie bedeutungsvoll auch die wirtschaftliche Seite ist, wird daraus ersichtlich, daß in der Zeit vom 1. Mai bis 31. August 1954 durch Betriebsunfälle im Bereich unserer Gesellschaften (ohne Bergbau) 126100 Arbeitsstunden ausgefallen sind. Wir werden also aus den verschiedensten Gründen der Unfallverhütung noch mehr Aufmerksamkeit schenken und sie für jeden von uns zu einem vordringlichen Anliegen machen.



Ehemalige, im Krieg zerstörte Werkshallen der Schmiedag AG in Hagen werden zur Zeit wieder aufgebaut, um die neuen Rohrschweißanlagen der Hiltruper Röhrenwerk GmbH aufzunehmen. Mit den hier gefertigten Rohren bis zu 200 mm Durchmesser will das Hiltruper Werk sein Produktionsprogramm abrunden.



In dieser neuen Halle der Hohenlimburger Walzwerke wird die kontinuierliche Mittelbandstraße errichtet, die gleichzeitig mit der Halbzeugstraße der Westfalenhütte in Betrieb gehen soll

Im Sinne dieser Überlegungen haben wir in der Zeit vom 2. bis 10. Oktober in Belegschaftsversammlungen und bei ähnlichen Veranstaltungen Unfallverhütungsfilme gezeigt, die die angesprochenen Belegschaften wegen der eindringlichen Darstellung außerordentlich beifällig aufgenommen haben; diese Filme haben, so hoffen wir, das unerläßliche Gefühl für die Sicherheit und für die Vorsicht im Betrieb geweckt und gestärkt.

Verstärkte Aufmerksamkeit soll in Zukunft auch dem *betrieblichen Vorschlagswesen* gelten; nachdem in gemeinsamer Arbeit Betriebsleitung und Betriebsrat der Hohenlimburger Walzwerke das Vorschlagswesen zunächst mit einer Vorschlagsfibel und einer Prämienordnung aufgebaut haben, sollen unter Berücksichtigung der jeweiligen betrieblichen Verhältnisse die Hohenlimburger Erfahrungen auch für die übrigen Gesellschaften nutzbar gemacht werden.

9515 Wohnungen — dennoch 3100 Wohnungsuchende

Bis zum 30. September 1954 haben unsere Gesellschaften 4450 werkeigene und 5065 werksgebundene Wohnungen erstellt; damit stehen unseren Belegschaftsmitgliedern über ihre Gesellschaften also insgesamt 9515 Wohnungen zur Verfügung. Trotz dieser beachtlichen Leistung bemühen sich bei unseren Gesellschaften nach dem Stand vom 30. September 1954 noch immer rund 3100 Belegschaftsmitglieder um eine Wohnung. Mit anderen Worten: während bereits mehr als 30 v. H. unserer Belegschaftsmitglieder Wohnungen bewohnen, die

ganz oder zum Teil mit Mitteln der Gesellschaft erstellt wurden, suchen noch etwa 10 v. H. der Belegschaftsmitglieder eine Wohnung.

Vier Prozent der Bruttolohnsumme als Weihnachtsgeld

In seiner Sitzung am 14. Oktober 1954 hat der Aufsichtsrat mit Rücksicht auf die Ertragslage des Unternehmens einer Weihnachtsgeldzuwendung in Höhe von 4 v. H. der Bruttolohn- und Gehaltssumme zugestimmt. Bei diesem Betrag werden wie in den Vorjahren in angemessener Weise auch die Rentner und Witwen bedacht werden.

Steuerreform und Investition

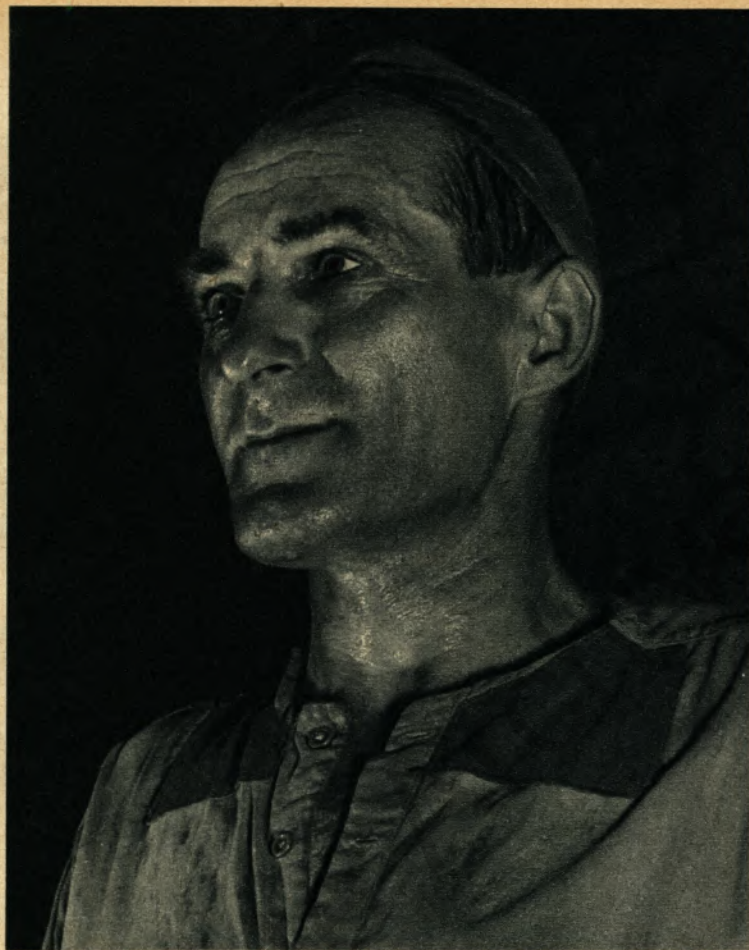
Die Beschäftigungsaussichten unserer Gesellschaften um die Jahreswende sind allgemein günstig. Die mit einiger Sicherheit zu erwartende konjunkturelle Abschwächung wird in ihrem Ausmaß entscheidend bestimmt von der Dauer und der Härte des Winters. Die Auftriebskräfte in der Investitionsgüterindustrie mit ihren Auswirkungen auf die Grundstoffindustrie und eine hohe Bautätigkeit werden voraussichtlich auch im kommenden Jahr anhalten. Die nunmehr mit Bestimmtheit zum 1. Januar 1955 in Kraft tretende Steuerreform mit ihren Tarifsenkungen dürfte weiterhin belebend auf die Investitionstätigkeit wirken.

Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß wir und mit uns die Belegschaften unserer Gesellschaften der kommenden Zeit — soweit nicht unvorhergesehene und nicht übersehbare Ereignisse eintreten — guten Mutes entgegensehen können.



Im Geiste gegenseitiger Achtung

In Heft 10 von „Werk und wir“ hatten wir über das am 28. August 1954 abgeschlossene Lohn- und Gehaltsabkommen berichtet und daran die Feststellung geknüpft, daß mit dem Abschluß dieses Abkommens der neugegründete Arbeitgeberverband der Eisen- und Stahlindustrie seine Bewährungsprobe bestanden hat. Dieser Verband hat kürzlich in ganz besonderem Maße die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gezogen, als er in seiner Mitgliederversammlung vom 8. November 1954 zu Erklärungen über das Verhältnis der Sozialpartner, die auf dem Jahreskongreß der IG-Metall in Hannover und auf dem Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Frankfurt abgegeben worden sind, Stellung nahm und folgende Erklärung seines Vorsitzenden, Direktor Schmitz, einstimmig billigte:



„Ich habe nicht die Absicht, als Vorsitzender des Arbeitgeberverbandes Eisen- und Stahlindustrie programmatische Erklärungen über unsere zukünftige Tarif- und Sozialpolitik abzugeben.

Angesichts der Äußerungen, die auf dem jüngsten Gewerkschaftstag der IG-Metall in Hannover und auf dem Bundeskongreß des DGB in Frankfurt von maßgebenden Persönlichkeiten gemacht worden sind, halte ich es jedoch für unerlässlich, mit wenigen Worten dazu Stellung zu nehmen:

Dem Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie hat von dem Tag seiner Gründung an als Ziel vorgeschwebt, mit den Gewerkschaften zu einer echten Partnerschaft und loyalen Zusammenarbeit zu gelangen.

Zu unserem aufrichtigen Bedauern sind jedoch in Frankfurt und Hannover Stimmen laut geworden, die, wenn wir sie richtig verstehen, von diesen Gedankengängen abrücken.

Es dürfte nicht zuviel verlangt sein, wenn wir erwarten, daß sich die einsichtigen Kreise der Gewerkschaften in einer eindeutigen Erklärung von den Äußerungen ihrer weniger zurückhaltenden Kollegen distanzieren.

Ich meine, wir sollten uns auch weiterhin für das einmal als richtig erkannte Ziel einsetzen und uns bemühen, mit den Gewerkschaften auf dem Boden echter Partnerschaft zu einer Verständigung über alle Fragen der Tarif- und Sozialpolitik zu gelangen. Unabdingbare Voraussetzung dafür ist jedoch der

entsprechende gute Wille auf der Seite der Gewerkschaften. Beide Partner können es sich einfach nicht leisten, die Belegschaften in einen Streit zwischen Arbeitgeber und Gewerkschaften zu zerren! Nur auf dem Wege versöhnlicher Politik und gegenseitigen Verständnisses kann der für unsere Werke so notwendige soziale Frieden erhalten bleiben.

Ein vielversprechender Anfang war in unserem Gebiet im Sommer dieses Jahres durch eine Aussprache mit maßgebenden Vertretern der IG-Metall „am runden Tisch“ gemacht worden.

Am runden Tisch sollten überhaupt alle akuten Probleme, die die Gewerkschaften und den Arbeitgeberverband angehen, erörtert werden, bevor sie der Kritik der Öffentlichkeit ausgesetzt werden, z. B. auch — um aus der Fülle der Probleme eines herauszugreifen — die Frage der 40-Stunden-Woche.

Wie es unverantwortlich wäre, lediglich aus taktischen Gründen die 40-Stunden-Woche zu fordern, so wenig wäre es zu verantworten, diese Forderung rundweg abzulehnen, nur weil sie von der Gegenseite kommt.

Bevor man die 40-Stunden-Woche zum Programm einer Aktion macht, sollte man gemeinsam über ihre wirtschaftlichen, technischen und sozialen Auswirkungen ernsthafte Überlegungen anstellen.

Abschließend mag nochmals hervorgehoben werden, daß wir zu ehrlicher Gemeinschaftsarbeit im Geiste gegenseitiger Achtung und Anerkennung bereit sind.“

Der Arbeitgeberverband dürfte sich wohl vornehmlich deshalb zu dieser Stellungnahme veranlaßt gesehen haben, weil er sich nach seinem Aufbau grundlegend von allen anderen Arbeitgeberverbänden unterscheidet: in seinen Organen, im Vorstand und in der Mitgliederversammlung, sind auch die mit dem Vertrauen der Arbeitnehmerschaft in die Vorstände der Gesellschaften berufenen Arbeitsdirektoren vertreten; dies setzt also eine bewußt partnerschaftliche Haltung voraus, die sich bisher auch schon in der gemeinsamen Arbeit an schwierigen Aufgaben bewährte.

Wegen dieser besonderen Verhältnisse ist es verständlich, daß sich gerade der Arbeitgeberverband der Eisen- und Stahlindustrie zu einer solchen Äußerung veranlaßt sah und daß auch die Arbeitsdirek-

toren, die dem Vorstand des Verbandes angehören oder als Stimmführer ihrer Gesellschaften an der Mitgliederversammlung teilnahmen, dieser Erklärung zustimmten. Dies konnten sie umso mehr tun, als sie wußten, daß auch die Gewerkschaften die in den Mitbestimmungsbetrieben in den vergangenen Jahren auf der Grundlage der Partnerschaft geleistete Arbeit kennen und bejahen.

Das erneute Bekenntnis des Arbeitgeberverbandes der Eisen- und Stahlindustrie zu „ehrlicher Gemeinschaftsarbeit im Geiste gegenseitiger Achtung und Anerkennung“ läßt hoffen, daß in diesem besonders wichtigen Bereich der Grundstoffindustrie alle jetzt und in Zukunft auftretenden Fragen im Geiste dieser Erklärung gelöst werden.

Sie haben das mächtige Meer unterm Bauch
Und über sich Wolken und Sterne;
Sie lassen sich fahren vom himmlischen Hauch
Mit Herrenblick in die Ferne.

Sie schaukeln kokett in des Schicksals Hand
Wie trunkene Schmetterlinge;
Aber sie tragen von Land zu Land
Fürsorglich wertvolle Dinge.

Wie das im Winde liegt und sich wiegt,
Tauwebüberspannt durch die Wogen;
Da ist eine Kunst, die friedlich siegt,
Und ihr Fleiß ist nicht verloren.

Es rauscht wie Freiheit. Es riecht wie Welt. —
Naturgewordene Planken
Sind Segelschiffe. — Ihr Anblick erhellt
Und weitet unsre Gedanken.

Schiffswellen unter dem Hammer

Die Zeiten des Seemanns Kuddel Daddeldu, der Gedichte des Joachim Ringelnatz, sind längst vorbei. Heute fahren die Schiffe nicht mehr getrieben »vom himmlischen Hauch«, sondern angetrieben von mächtigen Motoren, die ihre Kraft durch riesige Schiffswellen auf die wirbelnden Schrauben übertragen. In allen Meeren und Seen kreuzen heute Schiffe, deren Wellen im Hammerwerk der Westfalenhütte geschmiedet wurden. Dipl.-Ing. Bernhard Wiele, der Chef des Hammerwerkes der Westfalenhütte, gibt uns dazu folgenden Bericht:

Auf den Bildern dieses Berichts zeigen wir einige Schiffe, die in den letzten Monaten mit Schiffswellen der Westfalenhütte ausgerüstet worden sind. Da ist z. B. die „Costa Rica“, die ständig auf großer Fahrt ist und unter der Flagge von Nicaragua fährt. Wir sehen die „Erin Nübel“, die die Trampschiffahrt betreibt und ohne bestimmte Fahrtrouten die Weltmeere durchkreuzt. Die „Lucie Schulte“, die wir auf den Farbaufnahmen zeigen, ist für den Linienverkehr im Mittelmeer vorgesehen, sie hat eine Länge von 72 Metern und eine Breite von 11,60 Metern. Ihre Ladefähigkeit beträgt 2550 Tonnen. Alle diese Schiffe führen Wellen, die in der Westfalenhütte angefertigt worden sind.

Schiffswellen von 25 Tonnen und 42 Meter Länge

Eine Schiffswelle ist ein „gewichtiges“ Stück — so hat z. B. die Schiffswellenleitung der „Costa Rica“, um eines der hier genannten Schiffe herauszugreifen, ein Gewicht von rund 25 Tonnen und mißt 42 Meter. Die Schiffswelle der „Costa Rica“ ist bei weitem nicht die größte Welle, die bisher im Hammerwerk der Westfalenhütte entstanden ist. Aber größere Wellen werden in der Regel aus mehreren Einzelteilen zusammengesetzt, so daß die

42 Meter lange Welle der „Costa Rica“ schon ein recht beachtliches Werkstück darstellt.

Die Erzeugung von Schiffswellen ist aber nur ein Ausschnitt aus dem Fertigungsprogramm unseres Preß- und Hammerwerks. Es ist in diesem Zusammenhang sicherlich für alle von uns wissenswert, zu erfahren, was denn alles an Werkstücken das Hammerwerk verläßt.

Aus den kleinsten Anfängen der Einzelfertigung entstanden im Laufe der Zeit die handwerklichen Betriebe, aus diesen wiederum wuchsen die Hammerwerke empor bis zu den gigantischen Großschmieden der Gegenwart, wie wir sie aus der Zeit vor dem letzten Weltkrieg kennen.

Unter 1800 Tonnen Druck

Es gibt wohl kaum ein Gebiet in der Industrie, wo keine Schmiedestücke gebraucht werden. Schmiedestücke, in Fachkreisen als Freiformschmiedestücke oder auch als Faconschmiedestücke bezeichnet, werden heute unter schweren hydraulischen oder auch dampfhydraulischen Schmiedepressen und unter Dampf- oder Lufthämmern hergestellt. Wir finden derartige Schmiedestücke in folgender Form wieder:

1. im Schiffbau:
als Kurbelwellen für Dieselmotoren; als Schiffswellenleitungen, bestehend aus der Paßwelle; verschiedene Zwischenwellen und der Propellerwelle; als Ruderkönige (Verbindungsstück zwischen Rudermaschine und Ruder) und Schiffssteven.
2. im allgemeinen Maschinenbau:
als Brecherachsen für Gesteins-Kreiselbrecher, Ritzel- und Radwellen für Zahnradgetriebe, schwerste Achsen für Abraumbagger, Achsen für Lokomotiven und Eisenbahnwaggons, Kranhaken.
3. im Kraftmaschinenbau:
als Turbinenwellen, Läuferwellen, Rotorwellen, Kompressorwellen, Kolbenstangen, ferner Treib-, Zug- und Pleuelstangen.
4. im Walzwerksbau:
als Warm- und Kaltwalzen aller Art, Stützwalzenachsen, Gelenkspindeln und -Muffen, Druckspindeln für Anstellvorrichtungen, Rollen für Rollgänge.

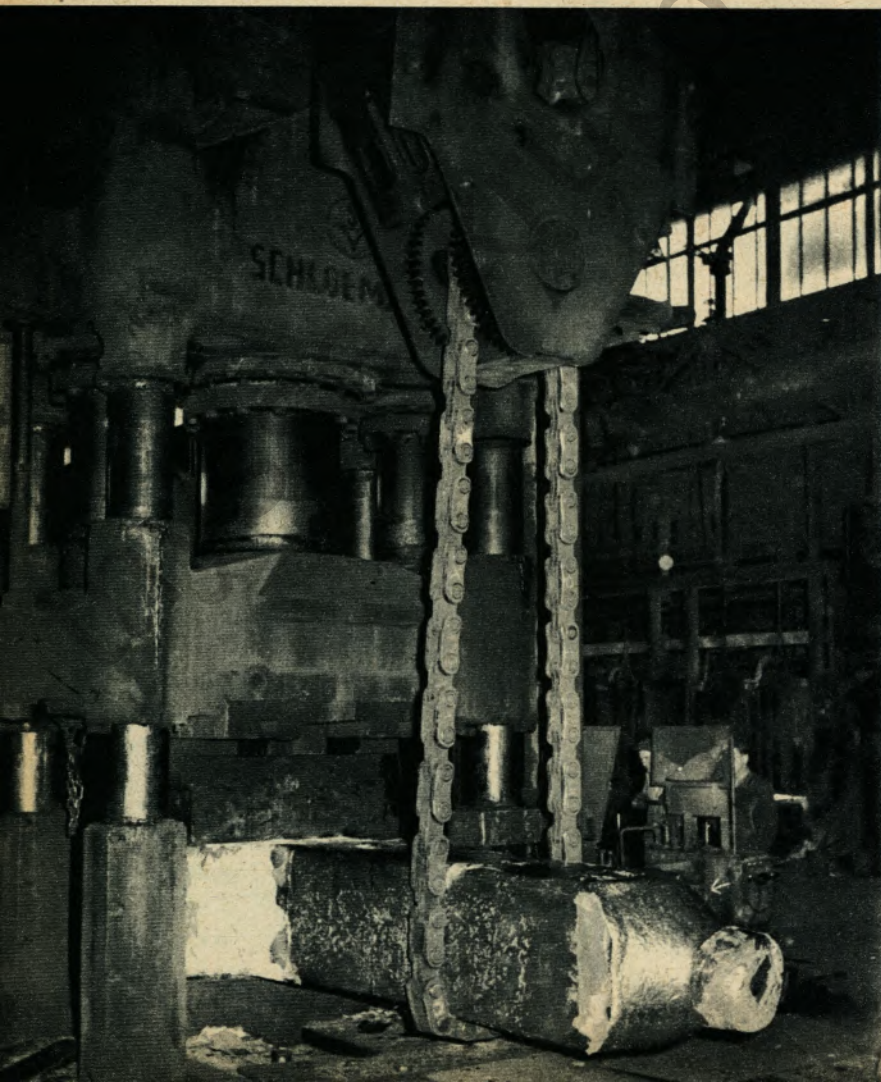
An der Herstellung dieses riesigen Bedarfs an Schmiedestücken ist das Preß- und Hammerwerk der Westfalenhütte mit einem seiner Größe und seiner Leistungsfähigkeit entsprechenden, Anteil beteiligt. An Schmiedeaggregaten stehen uns für diese Produktion Dampfhammer von 0,5 bis 5 t sowie eine hydraulische Schmiedepresse von 1800 Tonnen zur Verfügung.

Seit 1952 ist an dem Drei-Tonnen-Dampfhammer ein Schmiedemanipulator in Betrieb, der eine über 50%ige Leistungssteigerung und eine Leutensparung von früher acht auf jetzt fünf Mann gebracht hat.

Eine ausreichende Anzahl von Schmiedeöfen mit ausfahrbarem Herdwagen und feststehendem Herd ermöglicht die für jeden Schichtbeginn erforderliche rechtzeitige Aufheizung der Rohblöcke auf Schmiedetemperatur. Der Verlauf der Temperaturkurven für die Anwärmzeit und für die Haltezeit der Rohblöcke im Schmiedeofen wird durch selbstschreibende Meßgeräte laufend überwacht. Das gleiche gilt für den Gasverbrauch der koksgasbeheizten Schmiedeöfen.

Ist der Schmiedeprozess beendet, wird das fertige Schmiedestück wegen seiner ungleichmäßigen Temperatur je nach der Empfindlichkeit des Stahles

Unter dem wuchtigen Hammer werden die großen Wellen rohggeschmiedet







in gasbeheizten Tieföfen oder Abkühlgruben ausgeglichen und danach abgekühlt.

Eine Glüherei und Vergüterei mit Horizontal- und Vertikalöfen ermöglicht es nun, die Schmiedestücke in dem von der Kundschaft vorgeschriebenen Ablieferungszustand normalisiert, weichgeglüht, spannungsfrei gegläht oder vergütet auf bestimmte physikalische Werte zur Ablieferung zu bringen. In unserer mechanischen Bearbeitungswerkstatt, der Dreherei II, werden die Schmiedestücke auf Drehbänken, Hobelmaschinen, Hohlbohrbänken, Bohr- und Fräswerken und Kurbelzapfendrehapparat auf das in der Bestellung angegebene Maß bearbeitet.

Unser Hammerwerk erhält die benötigten Rohblöcke vom Martinwerk der Hütte. Das Martinwerk erhält wöchentlich ein nach den verschiedenen Blockgrößen und Qualitäten abgestimmtes Programm. Das Gießprogramm umfaßt Rohblöcke im Gewicht von 1,6 bis 26,8 t. Alle Blöcke über 10 t Gewicht und darüber hinaus alle Blöcke in legierten Stahlmarken werden wegen ihrer Spannungsrißempfindlichkeit grundsätzlich vom Martinwerk in Spezial-Warmtransportwagen in warmem Zustand, d. h. bei einer Temperatur von 600 bis 700°, übernommen und sofort in einem auf etwa gleicher Temperatur befindlichen Schmiedeofen eingesetzt. Es bedarf hierbei stets einer verbindlichen, zeitlichen Abstimmung zwischen den beteiligten Betrieben und der Werkseisenbahn.

Qualität unter der Lupe

Einen besonderen Anteil an der Fertigung unserer Schmiedestücke nimmt die Kontrolle und Prüfung ein. Unser umfassendes Schmiedeprogramm wird nicht nur nach sorgfältig überlegten Stahlgüten und Fertigungsfolgen für unsere Kundschaft ausgeführt, sondern auch in jedem Fall bei der Warmausführung, angefangen vom Abguß des Rohblocks über den Schmiedevorgang bis zur anschließenden Wärmebehandlung, von unserer Abteilung „Qualitätsstelle“ überwacht. Beobachter der Qualitätsstelle fertigen von jeder Schmelze im Martinwerk einen Schmelzbericht und von jedem Schmiedevorgang einen Schmiedebericht mit allen wesentlichen Temperaturangaben und Schmiedeskizzen an. Diese Berichte werden gesammelt und haben bei evtl. auftretenden Reklamationen schon zu manchem wertvollen Rückschluß geführt. Bei der Fertigung der Schmiedestücke werden in jedem Fall die Wünsche unserer Kundschaft berücksichtigt. Das Hammerwerk war von jeher bestrebt, in Zusammenarbeit mit der Verkaufsabteilung einen engen Kontakt zur Kundschaft zu halten. Der Kunde soll von sich aus das Gefühl und die Überzeugung haben, daß die Schmiedestücke der Westfalenhütte vor dem Versand einer gründlichen Kontrolle und Prüfung unterzogen worden sind.

Um überhaupt die Gewähr zu haben, bestes Material zu liefern, werden je nach Erfordernis außer der Nachprüfung der physikalischen Eigenschaften u. a. noch folgende Prüfungen durchgeführt:

1. Tiefätzscheiben, von einem oder von beiden Enden des Schmiedestückes entnommen, sollen uns ein Bild von dem Gefüge und dem Verlauf der Steigerungen geben.
2. Blaubruchscheiben, in der Blauwärme bei etwa 150° gebrochen, lassen uns erkennen, ob das Stück frei von Schlackeneinschlüssen und Flocken ist.
3. Die Ultraschallprüfung ist heute aus unserem Hammerwerk gar nicht mehr fortzudenken. Sie gestattet uns, Fehler so rechtzeitig zu erkennen, daß erhebliche Kosten für mechanische Bearbeitung eingespart werden konnten.
4. Mit Hilfe der Magnetpulverprüfung sind wir in der Lage, feinste Risse auf der bearbeiteten Oberfläche zu erkennen. Dieses Prüfverfahren hat eine besondere Bedeutung bei der Prüfung von Kurbelwellen, Turbinen- und Kompressorwellen erlangt.



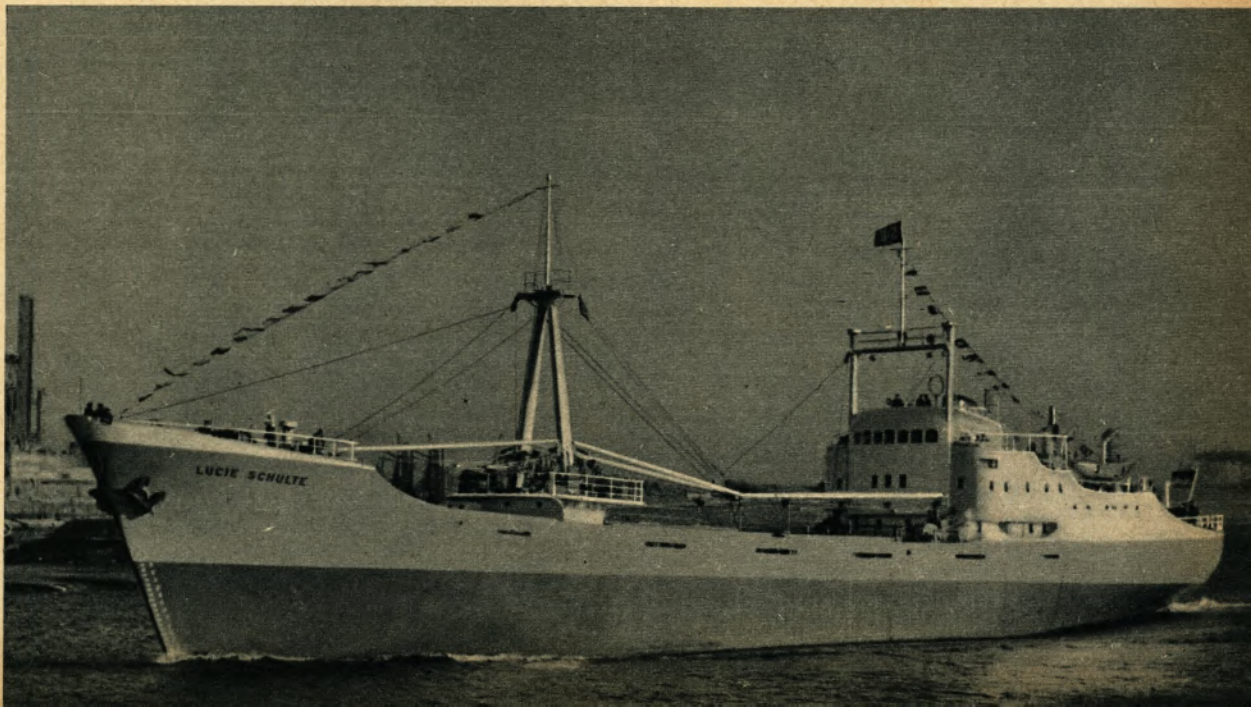
Blick in den Wellengang der „Costa Rica“. Auch diese Welle wurde im Hammerwerk und in den mechanischen Werkstätten der Westfalenhütte einbaufertig hergestellt

5. Die Warmrundlaufprobe gibt uns die Möglichkeit, z. B. Turbinen- oder Läuferwellen, die im Betrieb bei Temperaturen von 400 bis 450° laufen, unter möglichst betriebsähnlichen Verhältnissen auf Schlagfreiheit zu kontrollieren. Es kommt also hier darauf an, ein Material zu liefern, das vollkommen frei von inneren Spannungen ist.

In unserem Hammerwerk werden z. Z. ausschließlich SM-Stähle verschmiedet. Auch die legierten Stähle werden in unserem Martinwerk mit hohem Reinheitsgrad erschmolzen. Ab Frühjahr 1955 werden wir durch die Wiederinbetriebnahme eines Elektro-Ofens in der Lage sein, unser Schmiedeprogramm wieder auf höher legierte Stähle auszudehnen.

Wenn bisher die Rede von der Herstellung von Freiformschmiedestücken war, so ist zu bemerken, daß das Hammerwerk der Westfalenhütte außerdem von jeher ein ausgedehntes Programm in geschmiedeten Stäben hatte. Für die Herstellung der geschmiedeten Stäbe gilt im großen und ganzen das bisher Gesagte. Unsere Stärke auf diesem Gebiet ist, eine Oberfläche des geschmiedeten Stabes zu erzeugen, die der gewalzten Ausführung möglichst nahe kommt.

Das Schmiedestückgeschäft ist heute auf dem Markt äußerst stark umkämpft. Die Kapazität aller Hammerwerke zusammen reicht bei weitem aus, den vorliegenden Bedarf vollauf zu decken. Hinzu kommt, daß die Walzwerke heute schon Abmessungen bis 200 mm Durchmesser und darüber walzen und damit den Hammerwerken stärkste Konkurrenz machen, eine Situation, die zu ständiger Kontrolle der Werksselbstkosten zwingt.



Seite 407/408: Ein Blick über die Reling der „Lucie Schulte“ in der Abenddämmerung und beim Auslaufen aus dem Emdeener Hafen. Angetrieben mit einer Welle der Westfalenhütte wird es sicher eine glückliche Reise



MANNESMANN-HOESCH

GROSSROHRWERK

DUSSELDORF, DEN 12. NOVEMBER 1954

„Wie der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Professor Schenck, in seinem Schlußwort auf dem Eisenhüttenfest in Düsseldorf mitteilte, haben die Mannesmann AG, Düsseldorf, und die Hoesch Werke AG, Dortmund, sich über die Gründung eines Gemeinschaftsunternehmens für die Erzeugung von Großrohren verständigt. Schenck führte diese Gründung als Gegenbeispiel gegenüber der Gefahr von Fehlplanungen an, die aus der fehlenden Abstimmung von Kapazitätserweiterungen entstehen könne. In dem Gemeinschaftsunternehmen träfen sich die Wünsche der beiden Gesellschafter nach einer in den beiderseitigen Programmen liegenden Absatzsteigerung; beide könnten hohe Investitionskosten einsparen durch den Verzicht auf den Bau neuer eigener Erzeugungsanlagen, die bei dem Partner bereits bestehen.“

So oder ähnlich lauteten die Zeitungsberichte über die geplante Errichtung eines Großrohrwerks Mannesmann-Hoesch. Damit wurde erstmalig das Ergebnis längerer Verhandlungen zwischen der Mannesmann AG und der Hoesch Werke AG über die gemeinsame Errichtung eines Großrohrwerks bekannt. Nachdem diese Verhandlungen zum Abschluß gekommen und der Öffentlichkeit bekanntgegeben sind, bringen wir hier nähere Einzelheiten darüber. In Zusammenhang mit den Planungen für die Ausgestaltung der Westfalenhütte stellt sich sehr bald besonders dringlich die Frage, einen günstigen und möglichst gleichbleibenden Absatz für das im Steckelwalzwerk der Westfalenhütte erzeugte Breitband zu finden. Nach sorgfältigen Überlegungen kam man zu der Ansicht, daß das Steckelband die besten Voraussetzungen für die Rohrherstellung mitbringt. Es galt daher zu prüfen, ob für diese Erzeugung auch die absatzmäßigen Voraussetzungen gegeben sind.

Die gesamte Bevölkerung, vor allem aber die der Großstädte hat im Krieg, als die Wasser-, Abwasser- und Gasleitungssysteme zerstört wurden, eine sehr klare Vorstellung von der Bedeutung des Rohres zum Transport oder zur Durchleitung von Stoffen aller Art gewonnen. Überall in den Betrieben, an unseren Arbeitsplätzen, aber auch in unseren Wohnungen leistet das Rohr vielfältige Dienste. Die chemische Wirtschaft wäre ohne Rohre in ihrer Vielfalt und mit ihren unterschiedlichen Eigenschaften einfach nicht denkbar. Und wer von uns kennt nicht z. B. das „Ruhr-Gasnetz“ mit seiner überragenden Bedeutung für die Wirtschaft und Haushalte im Ruhrgebiet und weit darüber hinaus? Auch als Konstruktionselement wird das Rohr in zunehmendem Maße wegen seines geringeren Materialaufwandes und damit wegen seines geringen Gewichtes verwendet. Der technischen Entwicklung stellen sich in zunehmendem Maße ständig neue Probleme des Transports flüssiger und gasförmiger Stoffe, die nur durch die Verwendung des Rohres gelöst werden können. In den Vereinigten Staaten übertrifft die Länge der Rohrleitungen für Erdöl, Benzin, Erdgas, Koksgas usw. schon heute die des Eisenbahnnetzes des Landes. Daher ist es gewiß nicht zuviel gesagt, daß ohne das Rohr weder die heutige wirtschaftliche, noch die zivilisatorische Entwicklung in vielen Bereichen möglich wäre.

Moderne Schweißtechnik ermöglicht bessere Rohrherstellung

Die wachsende Bedeutung des Rohres und seine ständig zunehmenden Verwendungsmöglichkeiten waren also einer der Ausgangspunkte für die Überlegungen, ein Großrohrwerk zu errichten. Der nächste Schritt müßte es sein, sich über das zweckmäßigste Herstellungsverfahren klar zu werden. Neben der handwerklichen Fertigung von Röhren ist für die Massenherstellung von Röhren das sogenannte nahtlose Verfahren und das Schweißverfahren bekannt. Bei dem nahtlosen Verfahren wird, wie die nebenstehende schematische Darstellung zeigt, ein Stahlblock nach dem Vorlochen entweder ausgewalzt oder in Ziehverfahren zum Rohr verformt. Diese besonders von Mannesmann und Erhardt entwickelten Verfahren haben eine große Bedeutung erlangt und dem deutschen Rohr Weltruf verschafft.

Für die Herstellung von kleineren Rohren, z. B. für Wasserleitungen, Schutzrohre für Kabel usw. sind bald billigere Schweißverfahren geschaffen worden. Beim Schweißverfahren wird Band Eisen in einem Ofen auf Schweißwärme gebracht, durch geeignete Vorrichtungen zum Rohr verformt und

dann durch Aneinanderpressen der hocherhitzten Kanten geschweißt. Dieses Verfahren, das bei kleineren Längen recht geeignet ist, wurde durch Fretz-Moon zu einem kontinuierlichen Verfahren ausgebaut, mit dem bei hoher Produktionsgeschwindigkeit große Mengen hergestellt werden können.

Die Vervollkommenung und Entwicklung der Schweißtechnik führte dann zu verbesserten Verfahren bei der Herstellung von Rohren aus Band Eisen; bei dem wichtigsten wird das Band zuerst in kaltem Zustand in einer Verformmaschine zu einem Rohr mit offener Naht, dem sogenannten Schlitzrohr, verformt, das durch autogene Schweißung oder bei einem anderen Verfahren durch elektrische Schweißung zum fertigen Rohr geschlossen wird. Insbesondere das elektrische Schweißverfahren wurde soweit verbessert, daß die Festigkeit der Naht die gleiche ist wie die des verformten Materials. Nach diesem Verfahren stellt unser Hiltruper Röhrenwerk seit Jahren mit gutem technischem und wirtschaftlichem Erfolg Rohre bis zu $2\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser her.

Amerikanische Erfahrungen: Großrohr im Schweißverfahren

Diese vor allem in Deutschland für die Herstellung von kleineren Rohren entwickelten Verfahren sind von der amerikanischen Industrie vor allem während des Krieges für die Herstellung größerer Rohrabmessungen weiter ausgebaut worden. Fast alle Erdöl- und Gasleitungen, die man seitdem in Amerika verlegt hat, sind aus Band Eisen oder Breitband mit Längsnahtschweißung hergestellt worden. Als Vorteil schätzen die Amerikaner an diesem Verfahren, daß man im Verhältnis zum Rohrdurchmesser wesentlich dünnere Wandstärken verwenden kann. Ein weiterer Vorteil ist darin zu sehen, daß die Wandstärke auf Grund der verhältnismäßig geringen Abmessungen in der Dicke des Band Eisens an allen Stellen gleich stark ist, während bei der Herstellung nahtloser Rohre infolge der technischen Eigenart dieses Verfahrens stärkere Abweichungen der Wandstärke auftreten können.

Alle diese Entwicklungen und Überlegungen ließen dann den Plan entstehen, ein Rohrwerk für größere Rohre entsprechend der Breite des Steckelbandes zu errichten. Bei Prüfung der technischen Möglichkeiten stellte sich heraus, daß das kontinuierliche Schweißverfahren, wie es für die Herstellung kleinerer Rohre in Hiltrup angewandt wird, an sich auch für Rohre mit größerem Durchmesser in Frage kommt. Ein großer Nachteil liegt jedoch darin, daß die Umstellung einer kontinuierlich

arbeitenden Anlage auf andere Rohrdurchmesser jeweils einen Zeitaufwand von mehreren Schichten erfordert. Dieser Umstand ist für Amerika mit seinem weiten Markt und entsprechend großen Aufträgen für jede einzelne Abmessung von geringer Bedeutung. Auf dem deutschen Markt sowie auf den europäischen und auf anderen Auslandsmärkten werden jedoch nicht immer Großaufträge dieser Art vorliegen und deshalb ein häufigeres Umstellen der Anlage notwendig machen und damit die Wirtschaftlichkeit einer solchen Anlage in Frage stellen. Aber auch in USA haben solche Überlegungen bereits eine Rolle gespielt, so daß ein anderes, nicht kontinuierliches Verfahren entwickelt wurde, bei dem Breitband in Streifen von 10 bis 15 m Länge unter großen Pressen zu einem Schlitzrohr verformt und anschließend elektrisch geschweißt wird.

Der Absatz von Bandeisen soll gesteigert werden

Bei der näheren Prüfung dieses Verfahrens stellte sich zudem heraus, daß die hierbei eingesetzten Pressen in der Lage sind, noch größere Rohre, als sie sich aus dem Hoesch-Breitband ergeben, herzustellen. Da nun mit dem Ausbau der Grobblechstraßen in Deutschland genügend Material größerer Breite zur Verfügung stehen dürfte und der Absatz der Rohre durch ein möglichst breites Programm erleichtert wird, waren alle Voraussetzungen gegeben, daß Hoesch und damit die deutsche Eisenindustrie mit dieser Planung eines Großrohrwerkes den Absatz in Bandeisen steigern und sich einen weiteren Anteil am Welteisenverbrauch sichern könnte.

Auch die Firma Mannesmann AG als großer Erzeuger nahtloser Rohre hatte sich mit der Frage der Vervollständigung ihres Rohrprogrammes beschäftigt. Im Gegensatz zu unserer Gesellschaft, bei der Anfang dieses Jahres die Westfalenhütte die Grobblecherzeugung im Blechwalzwerk I/II aufgegeben hat, steht Mannesmann das benötigte Grobblech zur Verfügung, während das für mittlere Rohrabmessungen erforderliche Breitband fehlt.

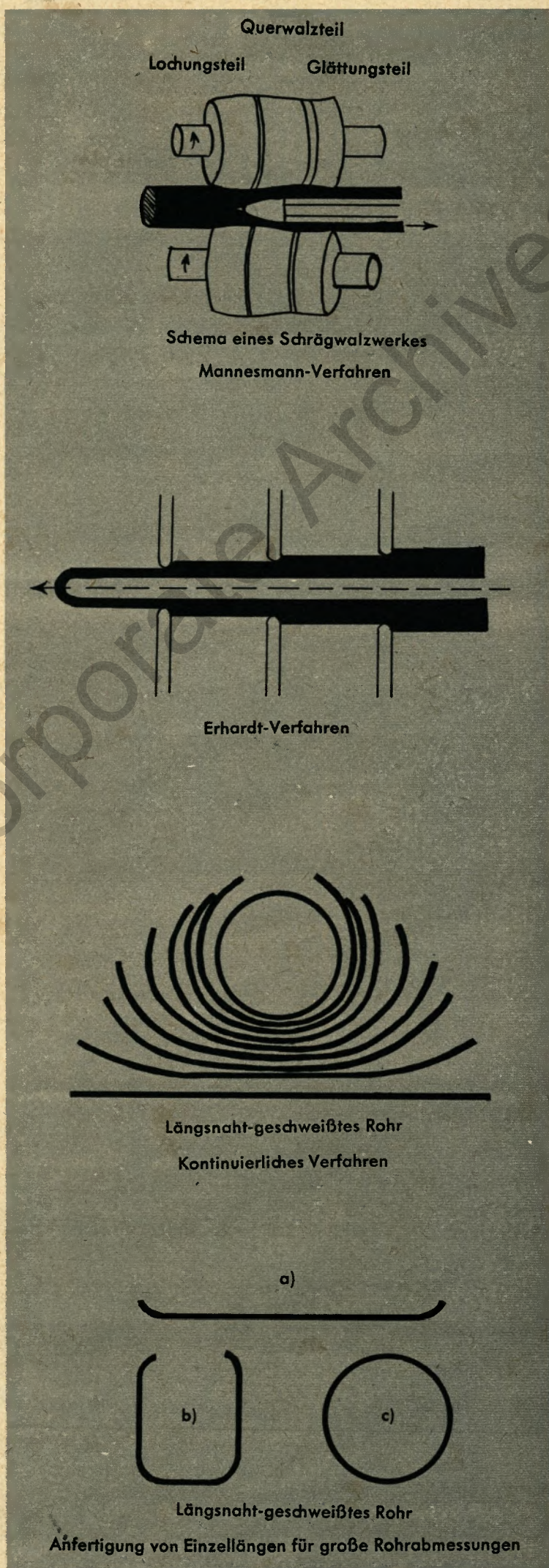
Großrohrwerk Mannesmann und Hoesch entsteht in Huckingen

So bestand bei zwei Gesellschaften der deutschen Eisenindustrie die Absicht und die Notwendigkeit, ein Rohrschweißwerk einzurichten, wobei der einen Gesellschaft von den Vorprodukten das Breitband, der anderen Gesellschaft das Grobblech innerhalb der derzeitigen eigenen Erzeugung fehlt. Wenn nun jede der Gesellschaften im eigenen Rahmen die Großrohrerzeugung aufnehmen würde, müßten bei Mannesmann außer dem Rohrwerk auch eine neue Breitbandstraße und bei uns eine neue Grobblechstraße gebaut werden. Unter diesen Umständen wären also zwei Großrohrwerke, eine Breitbandstraße und gegebenenfalls ein Grobblechwalzwerk neu entstanden, für die recht erhebliche Investitionen hätten aufgebracht werden müssen. Ein Betrag von 200 Millionen DM hätte wohl kaum ausgereicht, wenn man moderne Anlagen in einer solchen Größe, hätte erstellen wollen, daß sie so wirtschaftlich arbeiten, um auch aller ausländischen Konkurrenz gewachsen zu sein. Bei einer solchen Planung wären zudem die Erzeugungsmöglichkeiten der Anlagen für die Vorprodukte (Breitband, Grobbleche) so groß gewesen, daß die gesamte Produktion bei normaler Ausnutzung der Anlagen im Rohrwerk hätte kaum voll verarbeitet werden können. Zudem ist es unwahrscheinlich, daß z. Z. der deutsche und europäische Markt einschließlich des Exports die volle Erzeugung zweier solcher Großrohrwerke aufnehmen kann.

Bei diesen Gegebenheiten war der Plan, ein gemeinsames Großrohrwerk zu errichten, durchaus naheliegend. Daß es vieler Verhandlungen, Planungen und Besprechungen bedurfte, bis in den vergangenen Monaten die Vorstände und Aufsichtsräte der Mannesmann AG und der Hoesch Werke AG die erforderlichen Beschlüsse faßten, sei nur am Rande erwähnt. Nunmehr steht aber fest, daß ein gemeinsames Großrohrwerk Mannesmann — Hoesch errichtet wird, an dem die Mannesmann AG mit zwei Drittel und die Hoesch Werke AG mit einem Drittel beteiligt sind.

Das Rohrwerk, das zuerst nach unseren Planungen in den bombenbeschädigten und ungenutzten Hallen bei der Schmiedag in Hagen, in denen früher das Preßwerk untergebracht war, aufgebaut werden sollte, wird nunmehr in der Nähe von Huckingen errichtet. Für diesen Beschluß waren Frachtüberlegungen entscheidend, weil von Huckingen aus günstige Verlademöglichkeiten über die Rheinhäfen gegeben sind. Das Arbeitsverfahren ist im großen und ganzen so geplant, wie es sich in Amerika bewährt hat. Dabei ist es sicher, daß bei der Errichtung der Anlagen auch alle Erfahrungen, die in Deutschland und insbesondere bei der bisherigen Rohrerzeugung der Mannesmann AG und in unserem Röhrenwerk gemacht worden sind, ausgemacht und nutzbar gemacht werden.

Abschließend sei gesagt, daß wir, wie es auch viele Zeitungsmeldungen aussprechen, mit dieser gemeinsamen Planung nicht nur den Interessen beider Gesellschaften und damit ihrer Belegschaften, sondern ebenso sehr gesamtwirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung getragen haben. Schubert





Von der Stopfnadel bis zum Rollmops

Im Hintergrund erheben sich Fördertürme und Hochöfen; aber um die acht sauberen, freundlichen Wohngebäude herum grünen gepflegte Rasenflächen und laden an warmen Tagen zum Ausruhen ein. Hier in der Derner Straße haben ledige und von ihren Familien getrennt lebende Bergleute eine neue Heimat gefunden. Wir betreten den ansprechend ausgestalteten Speisesaal und lassen uns von dem Leiter der Versorgungsstellen des Bergbaus etwas über das Wohnheim und seine Insassen erzählen.

Das Heim ist in den Jahren 1952/53 erbaut worden und kann 410

Bergleute aufnehmen. Zur Zeit sind 347 Plätze belegt. Das Bergarbeiter-Wohnungsprogramm hat schon einer ganzen Reihe von Heimbewohnern zu einer eigenen Wohnung verholfen; aber es ist immer wieder Bedarf vorhanden. Außer den Wohngebäuden und dem Wirtschaftsgebäude, in dem wir uns gerade befinden, gibt es noch ein eigenes Waschhaus, das mit den modernsten Maschinen ausgestattet ist. Dort wird nicht nur die gesamte Heimwäsche sowie die Betriebswäsche der Küche gewaschen, sondern auch Handtücher der Schachtanlagen Kaiserstuhl West und Ost, der Kokerei, der Verwaltung und

In den sauberen Wohnräumen des Wohnheimes Derner fühlen sich unsere Kumpels wohl...

... und ihr Mittagssnack nehmen sie im großen Speisesaal gemeinsam ein



des Gesundheitshauses. Hier wie auch an anderen Stellen des Heims sind Versehrte beschäftigt. Auch die beiden Heimleiter sind kriegsbeschädigt. Die Interessen der Heimbewohner werden von einem gewählten Sprecher wahrgenommen, der sich in allen Angelegenheiten an die Heimbetreuer der Betriebsvertretungen von Kaiserstuhl West und Ost wenden kann.

Uns interessiert auch vor allem, was der Betrieb kostet. Einschließlich Gestellung von Bettwäsche, Heizung, Licht und Benutzung moderner Wasch- und Duschräume, die sich in jedem Gebäude befinden, zahlt jeder Heimbewohner DM 15,— im Monat. Die Teilnahme am Mittagessen, von dessen Güte und Reichlichkeit wir uns überzeugen



In der Küche des Wohnheimes Derne herrscht von früh bis abends Hochbetrieb, denn viele hungrige Kumpels wollen satt werden

konnten, ist freiwillig. Das Essen kostet DM 1,30; es wird in einem neuzeitlich eingerichteten Küchenbetrieb zubereitet und durch weibliches Personal serviert.

Neben der Essensausgabe bemerken wir einige Bergleute an der Theke bei einem Glase Bier. Da befindet sich die Kantine, in der die Heimbewohner mancherlei Dinge des täglichen Bedarfs erwerben können. Im Hintergrund des Speisesaals ist gerade ein eifriges Billardspiel im Gange. Von unserem Begleiter erfahren wir, daß die Heimbewohner für das Geld, das sie als Einsatz zahlen, zu Nikolaus Waisenkindern eine kleine Freude bereiten. Dann gibt es für jedes von ihnen Kakao, Kuchen und eine große Tüte zum Naschen. Nachdem wir dem Spiel eine Weile zugesehen haben, betreten wir den behaglich eingerichteten Lesesaal, der mit seinen bequemen Stühlen zur Lektüre oder zum Skat einlädt. Auch ein Klavier ist vorhanden.

Nun wollen wir auch noch die Wohnräume sehen. Die Einrichtung besteht aus vier Betten, Schränken, Tisch und einem Ständer fürs Radio. Sie ist einfach, aber ansprechend. Vor allem wird großer Wert auf Sauberkeit gelegt; ein Verdienst der unermüdlichen Putzfrauen. Wie es mit der Heimordnung aussieht? Ruhe und Ordnung müssen sein; aber kommen und gehen kann jeder, wie es ihm beliebt.

Zu den Versorgungsstellen des Bergbaus gehören auch die in den letzten Jahren eingerichteten Werkskantinen auf den Schachtanlagen Kaiserstuhl West, Kaiserstuhl Ost und Fürst Leopold-Baldur.



Die Milchbar in Hervest-Dorsten hat unter den Angehörigen der Zeche Fürst Leopold-Baldur viele Anhänger gefunden

Dort kann der Bergmann alles bekommen, was er während der Arbeitszeit benötigt. Besonders beliebt ist der Milchschrank auf Leopold-Baldur. Milch ist ja nicht nur ein erfrischendes Getränk, sondern gerade für den unter Tage Arbeitenden von hohem gesundheitlichem Wert. In ihr sind Stoffe enthalten, die einer Vergiftung des Organismus durch chemische Elemente entgegenwirken. Alle diese Einrichtungen sollen dazu beitragen, unseren Bergleuten ihre schwere Arbeit angenehmer zu machen und ihnen helfen, unnötige Ausgaben zu vermeiden.

In modernsten Maschinen wird die Helm- und Betriebswäsche gewaschen





Der Negus kam auf seinem Deutschlandbesuch auch nach Essen, um seinen Landsleuten, die zur Zeit als Lehrlinge im Ruhrgebiet beschäftigt sind, einen Besuch abzustatten. Auf der Villa Hügel hatten sie sich alle versammelt, auch unsere vier äthiopischen Lehrlinge der Westfalahütte waren mit ihrem Ausbildungsleiter Heinrich Freund dabei: Unser Foto zeigt wie der Negus Heinrich Freund begrüßte. Wer hat wohl sonst schon in seinem Leben die Gelegenheit, einem Kaiser die Hand zu drücken.



Wie Stahl entsteht wollten die Lehrlinge der Maschinenfabrik Deutschland wissen. Sie besichtigten die Westfalahütte, um die Produktion und den Weg des Eisens zum Stahl kennenzulernen. Mit Interesse verfolgten die Jungen das glühende Erz auf seinem Werdegang vom Hochofen bis zu den Walzstraßen. Jetzt werden sie das Werkstück, mit dem sie täglich hantieren, mit anderen Augen betrachten.

2,75 Millionen Tonnen Zement produzierte die Zementfabrik der Westfalahütte in den 25 Jahren ihres Bestehens. Das Silberjubiläum wurde im Festsaal der Hütte am 6. November in einer würdigen Feierstunde begangen. Betriebschef Karcher wies bei seinem Rückblick darauf hin — und das wurde von Arbeitsdirektor Berndsen und Betriebsratsvorsitzendem Schwentke besonders unterstrichen — daß die Belegschaft nach fast totaler Zerstörung der Fabrik im November 1944 unter den schwersten Bedingungen und Verhältnissen eine vorbildliche Aufbauarbeit geleistet habe, so daß die Zementfabrik heute Spitzenleistungen an Quantität und vor allem auch Qualität aufweisen könne. An der Feierstunde nahmen sämtliche Mitarbeiter mit ihren Ehefrauen und zahlreichen Gästen teil.



In Trier tagte Ende November der „Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte der der Hoesch Werke AG angehörenden Unternehmen“. An den Sitzungen dieses Ausschusses, dem je drei Betriebsräte der Hoesch Bergwerks AG, der Westfalahütte AG und der weiterverarbeitenden Unternehmen angehören, nehmen die Arbeitsdirektoren und die Mitglieder des Aufsichtsrates der Hoesch Werke AG, soweit sie der Belegschaft angehören, als Gäste teil. Auf der Sitzung im Trierer Walzwerk, wo Direktor Reimann und Betriebsratsvorsitzender Ensch die Teilnehmer begrüßten, wurden Fragen der allgemeinen Wirtschaftslage, der Lage unserer Gesellschaft, Weihnachtsvergütung, Überstunden, Sonn- und Feiertagsschichten im Bereich unserer Gesellschaften usw. beraten. Anschließend wurden die technischen und sozialen Einrichtungen des Trierer Walzwerkes besichtigt. Auf dem Bilde erkennen wir (von links nach rechts): Dr. Harald Koch, Dr. Erich Vogel, Josef Jaeger (MFD), Paul Huf (Hohenlimburg), Hans Hutfilker (Westfalahütte), Wilhelm Bergmann (Schmiedag), August Monin und Gustav Schwentke (Westfalahütte).





Am 24. 11. 1954 wurde das Unfallverhütungs-Preis Ausschreiben der Hohenlimburger Walzwerke mit der Preisverteilung abgeschlossen. In Hohenlimburg ging man dabei von der Überzeugung aus, daß die Erziehung zum unfallsicheren Arbeiten nur dann wirkungsvoll sein kann, wenn sie schon in der Jugend beginnt. Bei dem Preis Ausschreiben galt es für die Lehrlinge die zahlreichen Unfallquellen, die in fünf Zeichnungen enthalten waren, aufzuspüren und möglichst in Versform auf die möglichen Unfallfolgen hinzuweisen. Etwa 50 v. H. der Lehrlinge hatten sich an diesem freiwilligen Preis Ausschreiben beteiligt. Die zehn besten Einsender, die teilweise hervorragende Arbeiten einreichten, erhielten wertvolle Buchpreise. Bei der Preisverteilung ermahnte Herr Kastrup, der Leiter der Maschinenbetriebe, und Herr Beckmerhagen vom Betriebsrat, die Lehrlinge, bei der Arbeit stets die Unfallverhütungsvorschriften zu beachten und auch andere Mitarbeiter dazu anzuhalten.

Eine Mittelschule in Lübeck verwertete Anschauungsmaterial der Westfalenhütte zu Unterrichtszwecken. Die Jungen und Mädchen stellten selbst eine kleine Ausstellung zusammen, die den Weg vom Roherz über die Veredelungserze und die Abfallprodukte bis zum fertigen Werkstück zeigen soll. Zwei 14jährige Mädchen haben in den Schaukästen der Schule auf einem Flur den ganzen Werdegang in anschaulicher Weise zusammengestellt. Im Anschluß an diese Ausstellung steht das Material wieder den einzelnen Klassen für den Unterricht zur Verfügung. Das Interesse ist so groß, daß sich die Klassen fast darum reißen; ein Beweis, wie fruchtbar eine enge Verbindung zwischen Schule und Wirtschaft ist.



Abschlußdiplome erhielten 18 gewerbliche Lehrlinge der Westfalenhütte nach bestandener Prüfung. Mit Auszeichnung bestanden Horst Essmann und Günter Zaremba, die wir im Bilde sehen. Vier Lehrlinge schnitten mit der Gesamtnote „gut“ ab. Diese sechs jungen Mitarbeiter erhielten neben einer Buchprämie und einem Geldgeschenk einen bezahlten Sonderurlaub.



Stürme der Begeisterung gab es bei dem diesjährigen Werkskonzert der Hohenlimburger Walzwerke am 20. November im Gasthof „Zum Adler“. Unter Leitung von Musikdirektor Birkendahl stellte sich der erst seit einem Jahr bestehende Werkschor der Hohenlimburger Walzwerke zum ersten Mal der Öffentlichkeit vor. Dem Dirigenten ist es in der verhältnismäßig kurzen Zeit gelungen, die sechzig Sänger, die zum größten Teil schon in anderen Gesangsvereinen der Stadt mitgewirkt haben, zu einem wohl abgestimmten Klangkörper heranzubilden. Das volkstümliche Programm, zu dem auch die Mandolinen-Konzertgesellschaft Elberfeld und der Bariton Rudolf Trott als Solist beitrugen, fand bei den über 500 Besuchern lebhaften Anklang. Der Abschluß und Ausklang „Frei weg“, der Chor und Orchester vereinte, mußte auf stürmischen Applaus der Besucher hin wiederholt werden. Unter den Ehrengästen befanden sich neben den Direktoren Stockbauer, Dr. Mehls und Dr. Hanke auch Bürgermeister Knapp und Stadtdirektor Müller als Vertreter der Stadt.



WEIHNÄCHTEN



Hätt' einer auch mehr Verstand
Als wie die drei Weisen aus dem Morgenland
Und ließe sich dünken, er wäre wohl nie
Dem Sternlein nachgereist wie sie,
Dennoch, wenn nun das Weihnachtsfest
Sein Lichtlein wonniglich scheinen läßt
Fällt auch auf sein verständig Gesicht,
Er mag es merken oder nicht,
Ein freundlicher Strahl
Des Wundersterns von dazumal.

Wilhelm Busch





Hans Baldung Grien
„Geburt Christi“





An der Wende des Jahres richten wir dieses Wort des Grußes an alle unsere Mitarbeiter. — Schauen wir zurück auf das zur Neige gehende Jahr, so stellen wir eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung auf allen Gebieten fest. Die deutsche Wirtschaft und in ihr insbesondere die Montanindustrie haben sich in den Monaten, die hinter uns liegen, weiterhin gefestigt. Die unübersichtliche Lage zu Beginn dieses Jahres darf als überwunden angesehen werden. Eine stetige Zunahme der Aufträge sichert uns eine gute Beschäftigungslage auf Monate hinaus. Innerhalb des allgemeinen Aufschwungs hat sich auch unser Unternehmen kräftig fortentwickelt, und so können wir mit Freude und Stolz auf unser aller Arbeit zurückblicken; denn unsere Produktion konnten wir steigern und ihre Qualität verbessern dank der verantwortungsbewußten Mitarbeit aller unserer Belegschaftsmitglieder. Aber nicht nur unsere Erzeugung konnten wir im vergangenen Jahr erhöhen und ausweiten. Unsere Bemühungen galten vor allem der Anpassung unserer Anlagen an den neuesten Stand der technischen Entwicklung. Wir haben zu diesem Zweck ein wohldurchdachtes und innerhalb unserer Gesellschaften sorgfältig aufeinander abgestimmtes Bauprogramm entwickelt und durchgeführt, mit dem wir in erster Linie sicherstellen werden, daß unsere Erzeugnisse den hohen qualitativen Anforderungen des Marktes vollauf gewachsen sind. Denn nur so werden wir auf den inländischen und ausländischen Märkten voll

wettbewerbsfähig bleiben und unsere Arbeitsplätze sichern können. Dank dieser Fortschritte im vergangenen Jahr können wir mit Zuversicht dem neuen Jahr entgegensehen. Wenn jeder von uns wie bisher an seinem Platz seine Pflicht gewissenhaft erfüllt, wird auch das kommende Jahr ein Jahr des Erfolges werden.

Die glückliche wirtschaftliche Entwicklung soll uns aber — was so nahe liegt — nicht veranlassen anzunehmen, daß allein mit ihr auch alle politischen und sozialen Fragen gelöst seien. Wir denken an die unselige Spaltung unseres Volkes und Vaterlandes und hoffen mit allen unseren Belegschaftsangehörigen, daß Wege für eine recht baldige Wiedervereinigung unserer Heimat gefunden werden. Erst dann ist das Fundament eines dauerhaften Friedens in Europa gelegt. Wir denken aller unserer Mitarbeiter, die noch immer nicht aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt sind, und fühlen uns mit ihren Angehörigen und dem ganzen deutschen Volk verbunden in der Hoffnung, daß ihrer Leidenszeit endlich ein Ende gesetzt werde.

Unser Dank gilt in diesem Augenblick allen Arbeitern und Angestellten in allen Werken und Betrieben des Hoesch-Kreises, die durch ihre vertrauensvolle und verantwortungsbewußte Mitarbeit zum Erfolg unseres Unternehmens beigetragen haben. Wir wünschen ihnen und ihren Familien von Herzen ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes und glückliches neues Jahr.

Glückauf für 1955

HOESCH WERKE AKTIENGESellschaft · DER VORSTAND

Egon Weismann Alf Oskar Runkel

Den Mitarbeitern aller Hoesch-Gesellschaften, Arbeitern, Angestellten und Geschäftsführungen, und ihren Familienangehörigen wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr.

Wir wollen nicht vergessen, daß uns noch am Beginn dieses Jahres manche Sorgen belasteten, und wollen uns freuen, daß die Entwicklung der letzten Monate manche dieser Sorgen zerstreut hat. Das lag auch daran, daß wir in kameradschaftlicher Zusammenarbeit und im Geiste der Mitbestimmung diese Sorgen gemeinsam getragen haben, weil wir alle — das dürfen wir als Betriebsvertretung mit besonderem Nachdruck sagen — nicht nur mitbestimmen, sondern auch mitverantworten wollen. So haben denn der Einsatzwille und die Arbeitsfreude aller Mitarbeiter die Aufwärtsentwicklung vorangetrieben, die uns heute berechtigt, voll Freude festzustellen, daß wir in vielen unserer Betriebe in den vergangenen Monaten Spitzenleistungen erzielt haben. Auch in Zukunft soll unser Bestreben bleiben, unsere Betriebe und Unternehmen krisenfest und wettbewerbsfähig zu erhalten, weil nur so die Arbeitsplätze aller unserer Mitarbeiter gesichert sind. Das ist auch der Grund für uns, warum wir als Betriebsvertretung den

eingeschlagenen Weg, die Produktivität unserer Werke zu steigern, gern mitgehen, weil wir diesen Weg, in jenem Sinn, wie er auf den Seiten dieser Werkzeitschrift so häufig dargestellt wurde, als notwendig erkannt haben. In jenem Sinn: das heißt, daß die Steigerung der wirtschaftlichen Produktivität und — wenn wir so sagen dürfen — der sozialen Produktivität sich gegenseitig bedingen. Beide zusammen, wirtschaftliche und soziale Produktivität allerdings sind auch nicht denkbar ohne die Zusammenarbeit und die fruchtbare Auseinandersetzung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverbänden im Sinne einer echten Demokratie auch in der Wirtschaft. Das ist das Ziel, an dem wir unbeirrt auch im neuen Jahre weiterarbeiten werden.

Wir danken allen Kolleginnen und Kollegen — vor allem auch den Betriebsräten und Vertrauensleuten — für ihre kollegiale Zusammenarbeit im vergangenen Jahr.

Wir wollen im kommenden Jahr das Band, das uns alle umschließt, noch enger knüpfen und in diesem Sinne den großen Aufgaben, die uns das neue Jahr stellen wird, entgegensehen. — In diesem Geiste

Glückauf für 1955

Der Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte der der Hoesch Werke AG angeschlossenen Unternehmen

Schwenke Klammann H. Fink



Weihnacht

DEZEMBER 1917

Auch früher schon, ehe die große Mahnung an uns ergangen war, bekam ich an Weihnachten je und je leise Widerstände, bekam einen etwas unangenehmen Geschmack auf der Zunge zu fühlen, wie bei einer Sache, welche zwar hübsch, aber nicht ganz echt ist, welche zwar allgemein Vertrauen und Achtung genießt, welcher man aber ganz heimlich doch ein wenig mißtraut.

Jetzt, wo die vierte Kriegsweihnacht kommt, ist der Geschmack auf der Zunge unüberwindlich geworden. Gewiß, ich feiere Weihnacht, weil ich Kinder habe, die ich nicht um eine Freude bringen will. Aber ich begehe diese Kinderweihnacht ebenso, wie ich in meiner Kriegstätigkeit die Gefangenenweihnacht begehe — als einen hergebrachten, festlich-offiziellen Akt verjährten Herkommens, verstaubter Sentimentalität. Den armen Kriegsgefangenen, die wir seit drei Jahren wie Schwerverbrecher schmachten lassen, schicken wir hübsche Kisten und Päckchen mit Tannenzweigen darin — es ist rührend, und ich fühle das Rührende daran selber zuzeiten stark, denke mir die Gefühle eines Gefangenen, der sein kleines Geschenkchen erhält, male mir aus, welch ein Strom von Erinnerungen ihn unter Umständen beim Duft eines Tannenzweiges überfallen kann. Aber auch das ist ja schließlich nichts als eine Sentimentalität.

Und ebenso wie wir die Gefangenen jahrelang einsperren, obwohl sie nichts getan haben, als sich von einem Sturmangriff oder einer gewaltsamen Erkundung überraschen zu lassen, und wie wir diese armen Hunderttausende und Millionen dann an Weihnachten mit einer gefühlvollen Gabe heimsuchen und sie an das Fest der Liebe erinnern — ebenso machen wir es mit unseren Kindern. Einmal im Jahr lassen wir sie sich an der Legende von der göttlichen Liebe freuen, sind einen Abend lang beim Christbaum mit ihnen rührend nett und erziehen sie im übrigen zum selben Schicksal, das wir heut alle verfluchen.

Wenn der Kriegsgefangene mir das hübsche Weihnachtspaket, das ich ihm schicke, ins Gesicht schmeißt und den sentimental Tannenzweig mit Füßen tritt, so hat er ganz recht. Und wenn unsere Kinder uns am Lichterbaum unsere ganze Ergriffenheit und Erlöstheit durch das Christkind nicht recht glauben können und uns für ein wenig falsch oder doch für ziemlich komisch ansehen, so haben sie ebenfalls völlig recht.

Unsere Weihnacht ist, von den paar wirklich Frommen abgesehen, ja schon sehr lange eine Sentimentalität. Zum Teil ist sie noch Schlimmeres geworden, Reklameobjekt, Basis für Schwindelunternehmungen, beliebtester Boden für Kuschfabrikation.

Das kommt daher: die Weihnacht und das Fest der Liebe und Kindlichkeit ist für uns alle schon längst nicht mehr Ausdruck eines Gefühls. Es ist das Gegenteil, ist längst nur noch Ersatz und Talmi-Nachahmung eines Gefühls. Wir tun einmal im Jahre so, als legten wir großen Wert auf schöne Gefühle, als ließen wir es uns herzlich gern etwas kosten, ein Fest unserer Seele zu feiern. Dabei kann die vorübergehende Ergriffenheit von der wirklichen Schönheit solcher Gefühle sehr echt sein; je echter und gefühlvoller sie ist, desto mehr ist sie Sentimentalität. Sentimentalität ist unser typisches Verhalten der Weihnacht und den wenigen anderen äußeren Anlässen gegenüber, bei denen noch heute Reste der christ-

lichen Lebensordnung in unser Tagesleben eingreifen. Unser Gefühl dabei ist dieses: „Wie schön ist doch dieser Liebesgedanke, wie wahr ist es, daß nur Liebe erlösen kann! Und wie schade und bedauerlich, daß unsere Verhältnisse uns nur einen einzigen Abend im Jahr den Luxus dieses schönen Gefühls gestatten, daß wir sonst jahraus jahrein durch Geschäfte und andere wichtige Sorgen davon abgehalten sind!“ Dies Gefühl trägt alle Merkmale der Sentimentalität. Denn Sentimentalität ist das Sich-Erlaben an Gefühlen, die man in Wirklichkeit nicht ernst genug nimmt, um ihnen irgendein Opfer zu bringen, um sie irgend je zur Tat zu machen.

Wenn die Pfarrer und Frommen klagen, daß der Glaube und damit das Glück aus der Welt geschwunden sei, so haben sie recht. Unser Verhalten gegen alle wirklichen Werte des Menschen ist von einer Barbarei und Roheit, wie sie die Welt seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hat. Dies zeigt sich in unserem Verhalten zur Religion, in unserm Verhalten zur Kunst, in unserer Kunst selber. Denn die beliebte Meinung, daß die Kunst des modernen Europa auf einer ungeheuer hohen Stufe stehe, ist ebenso ein Irrtum der Bildungsphilister wie die Meinung vom Vorhandensein einer hochstehenden und Respekt verdienenden „Kultur“ unserer Zeit.

Der „Gebildete“ von heute verhält sich zur Lehre Jesu so, daß er das ganze Jahr hindurch an sie nicht denkt und nach ihr nicht lebt, daß er aber am Weihnachtsabend einer vagen, wehmütigen Kindererinnerung nachgibt und ein wenig in zahmen, wohlfeilfrommen Gefühlen schwelgt, ebenso wie er noch ein- oder zweimal im Jahr, etwa bei Aufführung der Matthäuspassion, dieser zwar längst verlassen, dennoch aber noch unheimlichen und im Verborgenen mächtigen Welt seine Reverenz macht. Ja, das alles gibt man zu, jedermann weiß es, und jeder weiß auch, daß es traurig ist. Schuld daran sind politische und ökonomische Entwicklungen, sagt man, schuld ist der Staat, schuld ist der Militarismus und so weiter. Denn irgend etwas muß ja doch schuld sein. Kein Volk hat „den Krieg gewollt“, ebenso wie kein Volk den Vierzehnstudentag, die Wohnungsnot und die Kindersterblichkeit „gewollt“ hat.

Ehe wir wieder Weihnacht feiern und das Ewige und einzige Wichtige in uns mit einem verlogenen Ersatzartikel von Gefühlen abspeisen, sollten wir uns lieber dieses ganzen Elends recht bewußt werden, auch wenn es zur Verzweiflung führt. Schuld an unserem Elend, schuld an der Nichtigkeit und rohen Verödung unseres Lebens, schuld am Krieg, schuld am Hunger, schuld an allem Bösen und Traurigen ist keine Idee und kein Prinzip, schuld daran sind wir, wir selber. Und auch nur durch uns, durch unsere Erkenntnis, durch unsern Willen kann es anders werden.

Ob wir dann die Lehre Jesu wieder aufnehmen und uns neu zu eigen machen oder ob wir andere Formen suchen, das ist einerlei. Die Lehre Jesu und die Lehre Lao Tses, die Lehre der Veden und die Lehre Goethes ist in dem, worin sie das ewig Menschliche trifft, dieselbe. Es gibt nur eine Lehre. Es gibt nur eine Religion. Es gibt nur ein Glück. Tausend Formen, tausend Verkünder, aber nur einen Ruf, nur eine Stimme. Die Stimme Gottes kommt nicht vom Sinai und nicht aus der Bibel, das Wesen der Liebe, der Schönheit, der Heiligkeit liegt nicht im Christentum, nicht in der Antike, nicht bei Goethe, nicht bei Tolstoi — es liegt in dir, in dir und in mir, in jedem von uns. Dies ist die alte, einzige, immer in sich gleiche Lehre, unsere einzige ewig gültige Wahrheit. Es ist die Lehre vom „Himmelreich“, welches wir „inwendig in uns“ tragen.

Zündet euren Kindern die Weihnachtsbäume an! Lasset sie Weihnachtslieder singen! Aber betrügt euch selber nicht, seid nicht immer und immer wieder zufrieden mit diesem ärmlichen, sentimental, schüßigen Gefühl, mit dem ihr eure Feste alle feiert! Verlangt mehr von euch! Denn auch die Liebe und Freude, das geheimnisvolle Ding, das wir „Glück“ nennen, ist nicht da und nicht dort, sondern nur „inwendig in uns“.

Hermann Hesse

„Was lange leben will, muß dienen“, ist ein Ausspruch Hermann Hesses in seinem Werk „Die Morgenlandfahrt“. An dieser Aussage gemessen ist Hermann Hesse einer jener, dessen Wirken noch lange fortleben wird. In ihm ist das Leiden in der Demut und die Verzweiflung dieser Welt in der Gläubigkeit seines Schaffens überwunden. Der Nobelpreisträger für Literatur weiß, daß das Zeichen, das Symbol, des Dichters Gebiet ist und nicht die Lehre. Der am 2. Juli 1877 in Calw an der Nagold geborene Dichter war immer ein Außenseiter, weil er wußte, daß von außen die Geschehnisse in Zeit und Zukunft besser zu betrachten seien als im Zentrum des Geschehens. Das strenggläubige, pietistische Elternhaus und die Klosterschule Maulbronn waren der Ursprung seines Denkens und Schaffens, aber nicht die Welt, in der er sich zukünftig bewegen wollte. Die Begegnung mit der Welt der Inder führte ihn in eine ganz anders gartete geistige Region. Doch kehrt der späte Hesse auf den Boden eines geläuterten Humanismus zurück. Sein Biograph, Hugo Ball, nennt Hermann Hesse den „letzten Ritter aus dem glanzvollen Zuge der Romantik“, und sicher ist, daß es heute kaum einen zweiten Dichter gibt, der so sehr die Tradition für sich hat wie er, aber auch kaum einen, der das Bleibende des Vergangenen so zeitgültig für Gegenwart und Zukunft zu sondern und herauszustellen verstand. In eine innerlich und gerade in diesem Jahrhundert so oft auch äußerlich unbefriedete und unfriedliche Welt trägt er den Mahnruf zum Guten, die Forderung zum Wahren und die Verpflichtung zum Schönen: All das spricht auch aus dem nebenstehenden Essay, das im Kriegsjahr 1917 entstand. Aus Hesses Erinnerung an seine Jugend im Elternhaus stammt die in seinem Werk immer wiederkehrende Erkenntnis, daß der menschlich-geistige Fortschritt immer mit dem Opfer des Gewohnten und Geliebten erkaufte wird. Diese Einsicht steigert sich bis zu jenem Ausdruck in seinem Gedicht „Stufen“, dessen Schlüßverse für den Dichter wie für jeden als Lebensmotiv gelten können: „Es wird vielleicht auch noch die Abschiedsstunde uns neuen Räumen jung entgegenenden, des Lebens Ruf an uns wird niemals enden. Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde.“

und halb las er, halb sprach er auswendig mit festlicher Betonung die Geschichte von Jesu Geburt: „und es waren Hirten daselbst auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde...“

Das Erlebnis, dessen ich mich heute erinnere, hat nicht einmal Minuten gedauert, nur Sekunden. Aber in den Sekunden des Erwachens und Sehendwerdens sieht man viel, und das Erinnern und Aufzeichnen braucht, wie bei Träumen, das Vielfache an Zeit als das Erleben selbst.

Es war in unserem Vaterhaus in Calw, und es war Weihnachtsabend im „schönen Zimmer“, die Kerzen brannten am hohen Baum, und wir hatten das zweite Lied gesungen. Der feierlichste und höchste Augenblick war schon vorüber, der war das Vorlesen des Evangeliums: da stand unser Vater hoch aufgerichtet vor dem Baum, das kleine Testament in der Hand,

Dies war das Herz und der Kern unseres Christenfestes: das Stehen um den Baum, die bewegte Stimme des Vaters, der Blick in die Ecke des Zimmers, wo auf halbrundem Tisch zwischen Felsen und Moos die Stadt Bethlehem aufgebaut war, die letzte freudige Spannung auf die Bescherung, auf die Geschenke, und bei alledem im Herzen der leise Widerstreit, der zu allen unseren Festen gehörte, der sie uns ein wenig verdarb und störte und sie zugleich erhöhte und steigerte: der Widerstreit zwischen Welt und Gottesreich, zwischen natürlicher Freude und frommer Freude. War es auch nicht so schlimm wie an Ostern, und war auch am Geburtsfest des Herrn Jesus ohne Zweifel Freude nicht nur erlaubt, sondern geboten, so war doch die Freude über Jesu Geburt im Stalle zu Bethlehem und die Freude am Baum und Kerzenlicht und am Duft der Lebkuchen und Zimmetsterne, und die drängende Spannung im Herzen, ob man wirklich das seit Wochen Gewünschte auf dem Gabentisch finden werde, eine wunderbar unreine Mischung. Indessen, das war nun so, zu den Festen gehörte ebenso wie die Kerzen und die Lieder auch diese leise Betretenheit und dieser sanft-bange kleine Beigeschmack von schlechtem Gewissen. Wenn ein Geburtstag im Hause gefeiert wurde, so begann die Feier stets mit dem Singen eines Liedes, das mit der zweifelnden Frage anhub:

Ist's auch eine Freude, Mensch geboren sein?

Nun, es war eine Freude, trotzdem, und als Kind hatte ich Jahr um Jahr über das Fragezeichen hinweggesungen und war überzeugt gewesen, daß



das „Mensch geboren sein“ wirklich eine Freude sei, zumal an Geburtstagen. Und so waren wir auch heut, an diesem Christabend, alle von Herzen fröhlich.

Das Evangelium war gesprochen, das zweite Lied war gesungen, ich hatte schon während des Singens die Tischecke erspäht, wo meine Geschenke aufgebaut waren, und jetzt näherte sich jeder seinem Platz, die Mägde wurden von der Mutter an ihren geführt. Es war im Zimmer schon warm geworden und die Luft ganz überfüllt vom Gestimmer der Kerzen, vom Wachs- und Harzgeruch und vom starken Duft des Backwerks. Die Mägde flüsterten aufgeregt miteinander und zeigten sich und betasteten ihre Sachen, eben hatte meine jüngere Schwester ihre Geschenke entdeckt und stieß einen lauten Jubelruf aus. Ich war damals entweder dreizehn oder vierzehn Jahre alt.

Ich hatte mich, wie wir alle, vom Christbaume weg und den Tischen zugewendet, wo die Geschenke lagen, ich hatte meinen Platz mit suchenden Augen entdeckt und strebte jetzt auf ihn zu. Dabei mußte ich meinen



kleinen Bruder Hans und ein niedriges Kinderspieltischchen umgehen, auf dem seine Bescherung aufgebaut war. Mit einem Blick streifte ich seine Geschenke, ihr Mittelpunkt und Prunkstück war ein Satz von winzig kleinem Tongeschirr; drollig liliputanische Tellerchen, Krügchen, Täßchen standen da beisammen, komisch und rührend in ihrer hübschen Kleinheit, jede Tasse war kleiner als ein Fingerhut. Über dieses tönernen Zwerggeschirr gebeugt, mit vorgestrecktem Kopf, stand mein kleiner Bruder, und im Vorbeigehen sah ich eine Sekunde lang sein Kindergesicht — er war fünf Jahre jünger als ich — und habe es in dem halben Jahrhundert, das seitdem vergangen ist, manche Male in Erinnerung so wiedergesehen, wie es mir in jener Sekunde sich offenbarte: ein still strahlendes, leicht zum Lächeln zusammengenommenes, von Glück und Freude ganz verklärtes und verzaubertes Kindergesicht.

Dies war das ganze Erlebnis. Es war schon vorüber, als ich mit dem nächsten Schritt bei meinen Geschenken angekommen war und von ihnen

in Anspruch genommen wurde, Geschenken, von denen ich heute keins mehr mir vorstellen und benennen kann, während ich Hansens Töpfchen noch in genauester Erinnerung habe. Im Herzen blieb das Bild bewahrt, bis heute, und im Herzen geschah alsbald, kaum daß mein Auge das Brudergesicht wahrgenommen hatte, eine mannigfaltige Bewegung und Erschütterung. Die erste Regung im Herzen war die einer starken Zärtlichkeit gegen den kleinen Hans, gemischt jedoch mit einem Gefühl von Abstand und Überlegenheit, denn hübsch und entzückend zwar, aber kindisch erschien mir solche Verklärtheit und Beseligung über diesen kleinen tönernen Kram, den man beim Hafner für ein paar Groschen haben konnte. Indessen widersprach schon die nächste Zuckung des Herzens wieder: sofort nämlich, oder eigentlich schon gleichzeitig empfand ich meine Verachtung für diese Krügelchen und Täßchen als etwas Schmähhliches, ja Gemeines, und noch schmähhlicher war mein Gefühl von Klügersein und von Überlegenheit über den Kleineren, der sich noch so bis zur Entrücktheit zu freuen vermochte und für den die Weihnacht, die Täßchen und das alles noch den vollen Zaubergranz und die Heiligkeit hatten, die sie einst auch für mich gehabt hatten. Das war der Kern und der Sinn dieses Erlebnisses, das Aufweckende und Erschreckende: es gab den Begriff „einst“ für mich! Hans war ein Kind, ich aber wußte plötzlich, daß ich keines mehr sein und nie mehr sein würde! Hans erlebte sein Gabentischchen wie ein Paradies, und ich war nicht nur solchen Glücks nicht mehr fähig, sondern ich fühlte mich ihm mit Stolz entwachsen, mit Stolz und doch auch beinahe mit Neid. Ich blickte zu meinem Bruder, der eben noch meinesgleichen gewesen war, aus einer Distanz hinüber, von oben und kritisch, und fühlte zugleich Scham darüber, daß ich ihn und sein Tongeschirr so hatte betrachten können, so zwischen Mitleid und Verachtung, so zwischen Überheblichkeit und Neid. Ein Augenblick hatte diese Distanz geschaffen, hatte diese tiefe Kluft aufgerissen. Ich sah und wußte plötzlich: ich war kein Kind mehr, ich war älter und klüger als Hans, und war auch böser und kälter.

Es war an jenem Christabend nichts geschehen, als daß ein kleines Stück Wachstum in mir drängte und Unbehagen schuf, daß im Prozeß meiner Ichwerdung einer von tausend Ringen sich schloß — aber er tat es nicht, wie fast alle, im Dunkeln, ich war einen Augenblick wach und mit Bewußtsein dabei, und ich wußte zwar nicht, konnte es aber am Widerstreit meiner Empfindungen deutlich spüren, daß es kein Wachstum gibt, das nicht ein Sterben enthält. Es fiel in jenem Augenblick ein Blatt vom Baum, es welkte eine Schuppe von mir ab. Dies geschieht in jeder Stunde unseres Lebens, es ist des Werdens und Welkens kein Ende, aber nur sehr selten sind wir wach und achten einen Augenblick auf das, was in uns vorgeht. Seit der Sekunde, in der ich das Entzücken im Gesicht meines Bruders gesehen, wußte ich über mich und das Leben eine Menge Dinge, die ich beim Eintritt in dies festlich duftende Zimmer und beim Mitsingen des Weihnachtsliedes noch nicht gewußt hatte.

Bei den vielen späteren Malen, in denen ich mich des Erlebnisses erinnerte, war es mir jedesmal merkwürdig, wie genau in ihm die beiden gegensätzlichen Hälften ausgewogen waren: dem gesteigerten Selbstgefühl entsprach ein dunkles Gefühl von Schuld, dem Gefühl von Erwachsensein ein Gefühl von Verarmung, dem Klugsein und Überlegensein eine Regung von schlechtem Gewissen, der spöttischen Distanz zum kleineren Bruder ein Bedürfnis, ihn dafür um Verzeihung zu bitten und seine Unschuld als den höheren Wert anzuerkennen.



ALBERT SCHWEITZER

Aus meinem Leben und Denken

Tief bewegt mich, daß ich als ein Freier in einer Zeit, in der drückende Unfreiheit das Los so vieler ist, wirken darf, wie auch, daß ich, in materieller Arbeit stehend, zugleich die Möglichkeit habe, mich auf dem Gebiete des Geistigen zu betätigen. Daß die Verhältnisse meines Lebens in so mannigfacher Weise günstige Vorbedingungen für mein Schaffen abgeben, nehme ich als etwas hin, dessen ich mich würdig erweisen möchte. Wieviel werde ich von der Arbeit, die ich mir vorgenommen habe, noch fertigbringen? Mein Haar beginnt zu ergrauen. Mein Körper fängt an, die Strapazen, die ich ihm zumutete, und die Jahre zu spüren. Dankbar blicke ich auf die Zeit zurück, in der ich, ohne mit meinen Kräften haushalten zu brauchen, rastlos körperliche und geistige Arbeit leisten durfte. Gefaßt und demütig schaue ich auf die aus, die kommt, damit mich Verzicht, wenn es mir beschieden sein soll, nicht unvorbereitet treffe. Als Wirkende und als Leidende haben wir ja die Kräfte von Menschen zu bewahren, die zum Frieden hindurchgedrungen sind, der höher ist als alle Vernunft.

„Ich habe mein Leben dem Dienen geweiht und nicht dem Verdienen“, soll Albert Schweitzer an eine Filmgesellschaft telegraphiert haben, die ihm das Angebot gemacht hatte, einen Film über ihn zu drehen. Dieser Satz allein würde ihn völlig charakterisieren; ihn, den Träger des Friedens-Nobelpreises von 1952, und seine Arbeit, bei der er nie anderes im Sinn hatte als den opfernden Dienst am Nächsten. Um dieser Nächstenliebe willen verließ der schon mit knapp 30 Jahren berühmte Theologieprofessor, Religionsphilosoph, Orgelspieler und bekannte Bach-interpret den ihm vorgezeichneten Weg einer ruhmvollen Laufbahn in Wissenschaft und Kunst, setzte sich als Professor nochmals ins medizinische Kolleg und ging als Arzt in den Schwarzen Erdteil, um den Ärmsten der Armen zu helfen. Seine Missionsstation und sein Spital in Lambarene (Äquatorialafrika), 300 Kilometer von der westafrikanischen Küste entfernt, wurden in der Welt zum Symbol helfender und dienender Liebe; „Urwalddoktor“ wurde sein ehrender Beiname. Als man ihm mitteilte, daß er den Friedens-Nobelpreis erhalten habe, erklärte Albert Schweitzer: „Ich fühle mich durch die Entscheidung des norwegischen Parlaments geehrt, aber kein Mensch hat ein Recht, zu behaupten, daß er genug für die Sache des Friedens getan habe, um sich selbst für zufrieden zu erklären.“ Welch aufrechte und aufrichtige Haltung in einer Zeit, in der das Wort „Frieden“ in Gefahr ist, zum leeren politischen Schlagwort zu entarten. Seinen Entschluß, als Arzt und Missionar nach Zentralafrika zu gehen, und sein Wirken im Urwaldspital Lambarene schildert Albert Schweitzer selbst im nachstehenden Beitrag:

Der Entschluß

Am 13. Oktober 1905, einem Freitag, warf ich zu Paris in einen Briefkasten der Avenue de la Grande Armée Briefe ein, in denen ich meinen Eltern und einigen meiner nächsten Bekannten mitteilte, daß ich mit Anfang des Wintersemesters Student der Medizin werden würde, um mich später als Arzt nach Äquatorialafrika zu begeben. In einem der Briefe kündigte ich im Hinblick auf die Inanspruchnahme durch das bevorstehende Studium meine Stellung als Leiter des theologischen Studienstifts zu St. Thomas.

Den Plan, den ich nun zu verwirklichen unternahm, trug ich schon länger mit mir herum. Sein Ursprung reicht in meine Studienzeit zurück. Es kam mir unaussprechlich vor, daß ich, wo ich so viele Menschen um mich herum mit Leid und Sorge ringen sah, ein glückliches Leben führen dürfte. Schon auf der Schule hatte es mich bewegt, wenn ich Einblick in traurige Familienverhältnisse von Klassenkameraden gewann und die geradezu idealen, in denen wir Kinder des Pfarrhauses zu Günsbach lebten, damit verglich. Auf der Universität mußte ich bei meinem Glücke, studieren zu dürfen und in Wissenschaft und Kunst etwas leisten zu können, immer an die denken, denen materielle Umstände oder die Gesundheit solches nicht erlaubten. An einem strahlenden Sommervormorgen, als ich — es war im Jahre 1896 — in Pfingstferien zu Günsbach erwachte, überfiel mich der Gedanke, daß ich dieses Glück nicht als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfe, sondern etwas dafür geben müsse. Indem ich mich mit ihm auseinandersetzte, wurde ich, bevor ich aufstand, in ruhigem Überlegen, während draußen die Vögel sangen, mit mir selber dahin eins, daß ich mich bis zu meinem dreißigsten Lebensjahre für berechtigt halten wollte, der Wissenschaft und der Kunst zu leben, um mich von da an einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu weihen. Gar viel hatte mich beschäftigt, welche Bedeutung dem Worte Jesu „Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird es behalten“, für mich zukomme. Jetzt war sie gefunden. Zu dem äußeren Glücke besaß ich nun das innerliche.

Welcher Art das für später geplante Wirken sein würde, war mir damals noch nicht klar. Ich überließ es den Umständen, mich zu führen. Fest stand mir nur, daß es ein unmittelbar menschliches, wenn auch noch so unscheinbares Dienen sein müsse.

Zunächst dachte ich natürlich an eine Tätigkeit in Europa. Mein Sinn ging auf ein absolut persönliches und unabhängiges Handeln. Obwohl ich entschlossen war, mich, wenn es sein müsse, einer Organisation zur Verfügung zu stellen, gab ich die Hoffnung nicht auf, zuletzt dennoch eine Tätigkeit zu finden, der ich mich als Einzelner und als Freier widmen dürfte. Daß sich diese Sehnsucht erfüllte, habe ich immer als eine große, stets aufs neue erlebte Gnade hingenommen.

Eines Morgens, im Herbst 1904, fand ich auf meinem Schreibtisch im Thomasstift eines der grünen Hefte, in denen die Pariser Missionsgesellschaft allmonatlich über ihre Tätigkeit berichtete. Mechanisch schlug ich das Heft auf. Da fiel mein Blick auf einen Artikel mit der Überschrift: „Was der Kongomission not tut“ und enthielt die Klage, daß es der Mission an Leuten fehle, um ihr Werk in Gabun, der nördlichen Provinz der Kongokolonie, zu betreiben. Zugleich sprach er die Hoffnung aus, daß dieser Appell solche, „auf denen bereits der Blick des Meisters ruhe“, zum Entschluß bringe, sich für diese dringende Arbeit anzubieten. Der Schluß lautete: „Menschen, die auf den Wink des Meisters einfach mit: Herr, ich mache mich auf den Weg, antworten, dieser bedarf die Kirche.“

Als ich mit dem Lesen fertig war, nahm ich ruhig meine Arbeit vor. Das Suchen hatte ein Ende.

Meinen dreißigsten Geburtstag, wenige Monate später, verbrachte ich als der Mann aus dem Gleichnis, der einen Turm bauen will und überschlägt, „ob er es habe hinauszuführen“. Das Ergebnis war, daß ich den Plan des rein menschlichen Dienens nunmehr in Äquatorialafrika zu verwirklichen beschloß.

Miteinander hielten mir meine Angehörigen und meine Freunde die Sinnlosigkeit meines Beginns vor. Ich sei, so sagten sie, ein Mensch, der das ihm anvertraute Pfund vergraben und mit einem falschen wuchern wolle. Das Wirken unter den Wilden solle ich solchen überlassen, die damit nicht Gaben und Kenntnisse in Wissenschaft und Kunst ungenützt liegenließen. Widor, der mich wie einen Sohn liebte, schalt mich einen General, der sich mit der Flinte in die Schützenlinie (damals sprach man noch nicht vom Schützengraben) legen wolle. Als das Unvernünftigste an meinem Vorhaben erschien meinen Freunden, daß ich statt als Missionar als Arzt nach Afrika gehen wollte und mir also mit meinen dreißig Jahren vorerst noch ein langes und beschwerliches Studium auflud. Darüber, daß dieses Studium eine ungeheure Anstrengung für mich bedeuten würde, gab ich mich keinem Zweifel hin. Mit Bangen blickte ich auf die kommenden Jahre aus. Aber die Gründe, die mich bestimmten, den vorgenommenen Weg des Dienens als Arzt zu gehen, wogen so schwer, daß andere Erwägungen dagegen nicht aufkommen konnten.

Arzt wollte ich werden, um ohne irgendein Reden wirken zu können. Jahrelang hatte ich mich in Worten ausgegeben. Mit Freudigkeit hatte ich im Beruf des theologischen Lehrers und des Predigers gestanden. Das neue Tun aber konnte ich mir nicht als ein Reden von der Religion der Liebe, sondern nur als ein reines Verwirklichen derselben vorstellen. Ärztliche Kenntnisse ermöglichten mir dieses Vorhaben in der besten und umfassendsten Weise, wohin auch immer der Weg des Dienens mich führen mochte. In Hinsicht auf den Plan mit

Äquatorialafrika war ihr Erwerb noch in besonderer Weise angezeigt, weil in der Gegend, wohin ich zu gehen gedachte, ein Arzt, nach den Berichten der Missionare, das Notwendigste des Notwendigen war. Ständig klagten sie in dem Missionsblatt darüber, daß sie den Eingeborenen, die sie in körperlicher Not aufsuchten, nicht die erforderliche Hilfe bringen könnten. Um einmal der Arzt dieser Armen sein zu können, lohnte es sich, so urteilte ich, Student der Medizin zu werden. Wenn mir die dafür zu opfernden Jahre zu lange vorkommen wollten, hielt ich mir vor, daß Hamilkar und Hannibal den Marsch auf Rom durch die langwierige Eroberung Spaniens vorbereitet hatten.

Der Beginn

Als ich mich bei Professor Fehling, dem damaligen Dekan der medizinischen Fakultät, als Student anmeldete, hätte er mich am liebsten seinem Kollegen von der Psychiatrie überwiesen.

An einem der letzten Tage des Oktober machte ich mich in dichtem Nebel zum ersten Kolleg in Anatomie auf.

Nun galt es noch eine rechtliche Frage zu lösen. Als Angehöriger des Lehrkörpers der Universität konnte ich nicht auch zugleich als Student immatrikuliert sein. Hörte ich aber die medizinischen Kollegien nur als Gast, so konnte ich den geltenden Bestimmungen nach nicht zu den Prüfungen zugelassen werden. In freundlichem Entgegenkommen erlaubte die Regierung, daß ich auf Grund der Zeugnisse, die mir die Professoren der Medizin über die bei ihnen gehörten Vorlesungen ausstellen würden, mich zu den Prüfungen melden könne. Die Professoren ihrerseits beschlossen, daß ich als ihr Kollege alle Vorlesungen unentgeltlich hören sollte.

Nun begann Jahre hindurch ein Ringen mit der Müdigkeit. Die theologische Lehrtätigkeit und das Predigtamt alsbald aufzugeben, hatte ich mich nicht entschließen können. So studierte ich Medizin, indem ich daneben theologische Vorlesungen hielt und fast allsonntäglich predigte. Die Vorlesungen machten mir zu Beginn des medizinischen Studiums besonders viel Arbeit, weil ich in ihnen die Probleme der Lehre Pauli zu behandeln anfang.

Im Oktober 1911 ging ich ins medizinische Staatsexamen. Das zu erlegende Examensgeld hatte ich mir im September auf dem französischen Musikfest zu München verdient, wo ich Widors kurz zuvor vollendete Symphonia Sacra für Orgel und Orchester unter seiner Leitung gespielt hatte. Als ich am 17. Dezember, nach der letzten Station bei dem Chirurgen Madelung, aus dem Spital in das Dunkel des Winterabends hinausschritt, konnte ich es nicht fassen, daß die furchtbare Anstrengung des Medizinstudiums nun hinter mir lag. Immer wieder vergewisserte ich mich, daß ich nicht träumte, sondern wach war. Wie aus weiter Ferne hörte ich Madelung, der neben mir ging, einmal über das andere sagen: „Nur weil Sie so eine gute Gesundheit haben, haben Sie so etwas fertigbringen können.“

Das erste Wirken in Afrika 1913–1917

Am Karfreitagnachmittag 1913 verließen meine Frau und ich Günsbach; am Abend des 26. März schifften wir uns in Bordeaux ein.

In Lambarene bereiteten uns die Missionare einen sehr herzlichen Empfang. Leider war es ihnen nicht möglich gewesen, die kleine Wellblechbaracke, in der ich meine ärztliche Tätigkeit beginnen sollte, zu erstellen. Sie hatten die nötigen Arbeiter nicht zusammengebracht. Der damals im Ogowegebiet eben aufblühende Handel mit Okoumeholz bot den Eingeborenen, die einigermaßen anstellig waren, eine besser bezahlte Beschäftigung, als sie auf der Missionsstation zu finden war. So mußte ich als Konsultationsraum vorerst einen alten Hühnerstall neben unserem Wohnhaus benutzen. Im Spätherbst konnte ich dann die acht Meter lange und vier Meter breite, mit einem Blätterdach gedeckte Wellblechbaracke unten am Fluß beziehen, die einen kleinen Konsultationsraum, einen ebensolchen Operationssaal und eine noch kleinere Apotheke enthielt. Um diesen Bau herum entstanden dann nach und nach eine Reihe von großen Bambushütten der Unterbringung der eingeborenen Kranken. Die Weißen fanden bei den Missionaren und im Doktorhäuschen Aufnahme.

Gleich von den ersten Tagen an, ehe ich noch Zeit gefunden hatte, die Medikamente und Instrumente auszupacken, war ich von Kranken umlagert. Die auf Grund der Landkarte und der Angaben von Herrn Missionar Morel, einem Elsässer, getroffene Wahl Lambarenes als des Sitzes des Spitals erwies sich in jeder Hinsicht als richtig. Von 200 bis 300 Kilometer im Umkreis konnten die Kranken in den Kanus auf dem Ogowe und seinen Nebenflüssen von stromaufwärts und stromabwärts zu mir gebracht werden. Hauptsächlich hatte ich es

mit Malaria, Lepra, Schlafkrankheit, Dysenterie, Frambösia und phagedänischen Geschwüren zu tun. Überrascht war ich von der Zahl der Fälle von Pneumonie und Herzkrankheiten, die ich zu Gesicht bekam. Auch in Urologie gab es viel zu tun. Für die Chirurgie kamen vor allem Hernien und Elephantiasistumoren in Betracht. Unter den Eingeborenen Äquatorialafrikas sind Hernien viel verbreiteter als bei uns Weißen. Ist kein Arzt in der Gegend, so sind jährlich so und so viele arme Menschen dazu verurteilt, an eingeklemmten Hernien eines qualvollen Todes zu sterben, von dem ihnen eine rechtzeitig ausgeführte Operation hätte Rettung bringen können. Mein erster chirurgischer Eingriff galt einem solchen Falle.

Gleich in den ersten Wochen hatte ich also Gelegenheit, festzustellen, daß das körperliche Elend unter den Eingeborenen nicht geringer, sondern eher noch größer war, als ich angenommen hatte. Wie froh war ich, allen Einwendungen zum Trotz meinen Plan, als Arzt hierherzukommen, ausgeführt zu haben!

Wacker half meine Frau, die als Krankenpflegerin ausgebildet war, im Spital mit. Sie sah nach den Schwerkranken, verwaltete die Wäsche und die Verbandstoffe, betätigte sich in der Apotheke, hielt die Instrumente in Ordnung und bereitete alles für die Operation vor, bei denen sie die Narkosen übernahm, während Joseph als Assistent fungierte. Daß sie es fertigbrachte, den komplizierten afrikanischen Haushalt zu führen und daneben täglich noch einige Stunden für das Spital zu erübrigen, war wirklich eine Leistung.

Nach einigen Monaten hatte das Spital täglich etwa vierzig Kranke zu beherbergen. Aber nicht nur für diese, sondern auch für die Begleiter, die sie von ferne her im Kanu gebracht hatten und bei ihnen blieben, um sie wieder nach Hause zu rudern, mußte ich Unterkunft haben.

An der Arbeit, so groß sie auch war, trug ich nicht so schwer als an der Sorge und der Verantwortung, die sie mit sich brachte. Ich gehöre leider zu den Ärzten, die das zu dem Berufe erforderliche robuste Temperament nicht besitzen und sich in ständiger Sorge um das Ergehen ihrer Schwerkranken und Operierten verzehren. Vergebens habe ich mich zu dem Gleichmüte zu erziehen versucht, der dem Arzte, bei aller Teilnahme an den Leiden seiner Kranken, das erforderliche Haushalten mit seinen seelischen Kräften ermöglicht.

Die wenige freie Zeit, über die ich im ersten Jahre zu Lambarene verfügte, verwandte ich auf die Ausarbeitung der drei letzten Bände der amerikanischen Ausgabe der Bachschen Orgelwerke.

Zur Pflege des Orgelspiels stand mir das herrliche, eigens für die Tropen gebaute Klavier mit Orgelpedal zur Verfügung, das die Pariser Bachgesellschaft mir als ihrem langjährigen Organisten geschenkt hatte. Anfangs fehlte es mir aber an Mut zum Üben. Ich hatte mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das Wirken in Afrika das Ende meiner Künstlerlaufbahn bedeute, und glaubte, daß mir der Verzicht leichter würde, wenn ich meine Finger und Füße einrostet ließe. Eines Abends aber, als ich wehmütig eine Bachsche Orgelfuge durchspielte, überkam mich plötzlich der Gedanke, daß ich die freien Stunden in Afrika gerade dazu benutzen könnte, mein Spiel zu vervollkommen und zu vertiefen. Alsbald faßte ich den Plan, Kompositionen von Bach, Mendelssohn, Widor, Cesar Franck und Max Reger nacheinander vorzunehmen, sie bis in die letzten Einzelheiten durchzuarbeiten und auswendig zu lernen, gleichviel, ob ich Wochen und Monate auf ein einziges Stück verwenden mußte. Wie genoß ich es nun, so ohne zeitliche Gebundenheit durch fällige Konzerte, in Muße und Ruhe zu üben, wenn ich zeitweise auch nur eine halbe Stunde im Tage dafür aufbringen konnte!

Zum zweitenmal in Afrika 1924–1927

Am 14. Februar 1924 verließ ich Straßburg. Meine Frau konnte mich, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, diesmal nicht begleiten. Daß sie das Opfer brachte, unter diesen Umständen mit der Wiederaufnahme des Wirkens in Lambarene einverstanden zu sein, habe ich nicht aufgehört ihr zu danken.

Nach einer langen Fahrt mit dem holländischen Frachtdampfer „Orestes“, die mir Gelegenheit gab, die Plätze der Westküste Afrikas näher kennenzulernen, traf ich am 19. April, am Samstag vor Ostern, bei Sonnenaufgang, wieder in Lambarene ein.

Vom Spital stand nur noch die kleine Wellblechbaracke und das aus Hartholz gearbeitete Gerippe einer der großen Bambushütten. Alle anderen Gebäude waren im Verlaufe der sieben Jahre meines Fernseins verfault und zusammengebrochen. Der Pfad, der vom Spital zum Doktorhäuschen auf dem Hügel

führte, war so mit Gras und Schlingpflanzen überwachsen, daß ich seine Windungen kaum wiederfand. Nun galt es zunächst, die morschen und ganz durchlöchernten Blätterdächer des Doktorhäuschens und der beiden noch aufrecht stehenden Bauten des Spitals auf das notdürftigste auszubessern. Nachher richtete ich die verfallenen Hütten des Spitals wieder auf. Diese Arbeit nahm mich viele Monate in Anspruch und ermüdete mich so, daß ich nicht fähig war, abends, wie ich es geplant hatte, an die Überarbeitung des aus dem Jahre 1911 stammenden Manuskripts der Mystik des Apostels Paulus zu gehen, das ich nun zum zweiten Male mit nach Afrika genommen hatte.

Mein Leben verlief in der Art, daß ich morgens Arzt und nachmittags Baumeister war. Leider waren, wie bei meinem ersten Aufenthalte, keine Arbeiter zu haben, da der nach dem Kriege wieder aufblühende Holzhandel alle verfügbaren Kräfte beschäftigte.

So mußte ich mich mit einigen „Freiwilligen“ behelfen, die als Begleiter von Kranken oder als Genesende im Spital waren und ohne Enthusiasmus Arbeit leisteten, wenn sie es nicht für besser hielten, an dem betreffenden Tage unauffindbar zu sein.

Da die Zahl der Kranken ständig zunahm, ließ ich im Laufe der Jahre 1924 und 1925 zwei Ärzte und zwei Pflegerinnen aus Europa kommen.

Endlich, im Herbst 1925, war das Spital wieder so ziemlich aufgebaut. Schon freute ich mich darauf, in den Abendstunden nun an die Arbeit über Paulus gehen zu können. Da setzte — weil im ganzen Lande über dem Holzschlagen das Anbauen von Lebensmitteln versäumt worden war — eine schwere Hungersnot ein. Gleichzeitig trat eine furchtbare Dysenterieepidemie auf. Diese beiden Ereignisse nahmen meine Mitarbeiter und mich monatelang ganz in Anspruch. Wie viele Fahrten mußten wir mit unseren beiden Motorbooten unternehmen, um irgendwo Reis aufzutreiben, wenn nichts mehr zur Ernährung der Insassen des Spitals vorhanden war.

Die Dysenterieepidemie machte mir die Notwendigkeit klar, das Spital auf einen größeren Platz zu verlegen. Auf der Missionsstation konnte es sich nicht ausdehnen, weil das mir dort zur Verfügung stehende Gelände durch den Fluß, Sümpfe und steile Hügel eingeschlossen war.

So raffte ich mich schweren Herzens zum Entschluß auf, das Spital drei Kilometer stromaufwärts auf einen Platz zu verlegen, wo es sich nach Belieben ausdehnen konnte. Im Vertrauen auf die Freunde meines Werkes glaubte ich, die großen Kosten wagen zu dürfen, bei dieser Verlegung die allzeit reparaturbedürftigen, mit Blätterdächern gedeckten Bambushütten durch Wellblechbauten zu ersetzen. Um das Spital gegen die Überschwemmungen des Flusses und gegen die nach schweren Gewittern herunterkommenden Wasser zu sichern, wurde ich ein modern-prähistorischer Mensch und führte es als ein Pfahlbaudorf in Wellblechbaracken auf.

Den Dienst im Spital überließ ich nun fast ganz meinen Kollegen Dr. Neßmann einem Elsässer, Dr. Lauterburg einem Schweizer und Dr. Trensz einem Elsässer, der Dr. Neßmann ablöste. Ich selber wurde nun für anderthalb Jahre der Aufseher der Arbeiter, die auf dem ausersehenen Platze den Wald umhieben und das Bauen betrieben. Dieses Amt mußte ich selber übernehmen, weil die ständig wechselnde Schar der sich aus Begleitern von Kranken und Genesenden rekrutierenden „Freiwilligen“ nur die Autorität des „alten“ Doktors gelten ließ. Als Aufseher einer Arbeiterkolonne, die Bäume fällte, erhielt ich die Nachricht, daß die philosophische Fakultät der deutschen Universität zu Prag mich zum Ehrendoktor ernannt hatte.

Als der Bauplatz freigelegt war, ging ich daran, Land urbar zu machen. Welche Wonne empfand ich, dem Urwald Feld abzugewinnen!

Jahr um Jahr wird seither daran gearbeitet, daß um das Spital herum ein Garten Eden entstehe. Hunderte von jungen Fruchtbäumen, die wir aus Kernen gezogen haben, sind schon gesetzt. Hier soll einmal so viel Obst wachsen, daß jeder sich nach Belieben nehmen darf und der Diebstahl damit also abgeschafft wird. Was die Früchte der Papayastaude, des Mangobaumes und der Ölpalme angeht, sind wir bereits so weit. Die von uns in Menge gepflanzten Papayastauden werfen bereits einen die Bedürfnisse des Spitals übersteigenden Ertrag ab. Mangobäume und Ölpalmen aber standen im umliegenden Walde so viel, daß sie nach Niederlegung der übrigen Bäume ganze Haine ausmachten. Kaum waren sie von dem Schlinggewächs, in dem sie erstickten, und von den Baumriesen, die sie überschatteten, befreit worden, fingen sie alsbald an zu tragen.

Aus dem Plane, nach zwei Jahren nach Europa zurückzukehren, wurde auch bei diesem zweiten Wirken in Afrika nichts. Ich mußte dreieinhalb Jahre bleiben. Abends war ich von dem ständigen Herumlaufen in der Sonne so abgespannt

und abgestumpft, daß ich sozusagen nicht zum Schreiben kam. Nur zum regelmäßigen Üben auf dem Klavier mit Orgelpedal reichte die Energie. So blieb die „Mystik des Paulus“ unvollendet liegen. In der Kunst aber kam ich in diesem Jahre voran.

Von dieser zweiten Tätigkeit in Afrika berichten die „Mitteilungen aus Lambarene“. Sie enthalten Aufzeichnungen, wie ich sie als Berichte für die Freunde des Werkes zwischen der Arbeit hinwarf.

Bis gegen die Mitte des Sommers dieses Jahres brachte ich dann noch mehrere Baracken fertig. Nun besaß ich ein Spital, in welchem, wenn es sein mußte, über 200 Kranke mit ihren Begleitern unterkommen konnten. Gewöhnlich waren es in den letzten Monaten 140 bis 160 gewesen. Für die Isolierung der Dysenteriekranken war gut gesorgt. Das Gebäude für die Geisteskranken wurde mit den Mitteln aufgeführt, die die Guildhouse-Gemeinde zu London mir zum Andenken an ihr verstorbene Mitglied Mr. Ambrose Pomeroy-Cragg stiftete.

Nachdem nun noch das Notwendigste für die Inneneinrichtung getan war, konnte ich das Spital den Kollegen überlassen und an die Heimkehr denken. Am 21. Juli verließ ich Lambarene.

Zwei Jahre in Europa · Drittes Wirken in Afrika

Von den zwei Jahren, die ich nun in Europa verlebte, war ich ein gut Teil auf Konzert- und Vortragsreisen.

Alle freie Zeit während meines Europaaufenthaltes verwandte ich auf die Fertigstellung der „Mystik des Apostels Paulus“. Ein drittes Mal wollte ich das Manuskript nicht wieder nach Afrika mitnehmen. Bald hatte ich mich wieder ganz in den Stoff hineingefunden. Langsam entstand Kapitel um Kapitel.

Das letzte schrieb ich im Dezember 1929 auf dem Schiff zwischen Bordeaux und Cap Lopez, die Vorrede am Tage nach Weihnachten auf dem Flußdampfer, der mich mit meiner Frau, der Ärztin Dr. Anna Schmitz und Fräulein Marie Secretan, die für die Laboratoriumsarbeiten kam, nach Lambarene brachte. Gegen Ostern 1930 mußte meine Frau, da sie sich von dem Klima angegriffen fühlte, leider nach Europa zurückkehren.

Auf Hunderte von Kilometern im Umkreise ist das Spital jetzt bekannt. Es finden sich Leute zur Operation bei uns ein, die wochenlang unterwegs waren, um zu uns zu gelangen. Die Güte der Freunde des Werkes in Europa setzt uns in den Stand, einen mit allem Nötigen ausgerüsteten Operationssaal zu besitzen, in der Apotheke alle erforderlichen Medikamente, auch die für die Kolonialkrankheiten in Betracht kommenden oft ziemlich teuren Spezialitäten auf Lager zu haben und die vielen Kranken, die zu arm sind, sich Lebensmittel zu kaufen, einigermaßen genügend zu ernähren. So ist es jetzt ein schönes Arbeiten in Lambarene, besonders auch, da wir nun genügend Ärzte und Krankenpflegerinnen sind, um, ohne uns aufzureiben, das Nötige zu tun. Wie können wir es den Freunden des Spitals genug danken, daß sie uns ein solches Wirken möglich machen!

Weil es nun im Spital nur noch ein schweres Arbeiten, aber nicht mehr eines „über unsere Kraft“ ist, wie früher, bin ich an den Abenden noch frisch genug, mich geistig zu beschäftigen. Gar oft freilich ruht diese Arbeit der Muße auf Tage und Wochen, wenn ich von der Sorge um Operierte und Schwerkranke so erfüllt bin, daß ich nichts anderes daneben denken kann. So zieht sich auch dieses einfache Berichten über mein Leben und Schaffen, das ich mir als erste literarische Arbeit für den diesmaligen Afrikaaufenthalt vorgenommen hatte, über Monate hin.

Rückblick und Ausblick

In meinem eigenen Dasein sind mir Sorge, Not und Traurigkeit zuzeiten so reichlich beschieden gewesen, daß ich mit weniger starken Nerven darunter zusammengebrochen wäre. Schwerer trage ich an der Last von Müdigkeit und Verantwortung, die seit Jahren ständig auf mir liegt. Von meinem Leben habe ich nicht viel für mich selber, nicht einmal die Stunden, die ich Frau und Kind widmen möchte.

Als Gutes ist mir zuteil geworden, daß ich im Dienste der Barmherzigkeit stehen darf, daß mein Wirken Erfolg hat, daß ich viel Liebe und Güte von Menschen erfahre, daß ich treue Helfer habe, die mein Tun zu dem ihren machen, daß ich über eine Gesundheit verfüge, die mir angestrengtestes Arbeiten erlaubt, daß ich eine sich stets im Gleichgewicht haltende Gemütsart und eine mit Ruhe und Überlegung sich betätigende Energie besitze und daß ich alles, was mir an Glück widerfährt, auch als solches erkenne und als etwas hinnehme, für das ich Dankbarkeitsoffer darzubringen habe.

Unter dem Tannenbaum

★ ★ ★



Der Weihnachtsabend begann zu dämmern. — Der Amtsrichter war mit seinem Sohne auf der Rückkehr von einem Spaziergange; Frau Ellen hatte sie auf ein Stündchen fortgeschickt. Vor ihnen im Grunde lag die kleine Stadt; sie sahen deutlich, wie aus allen Schornsteinen der Rauch emporstieg; denn dahinter am Horizont stand feuerfarben das Abendrot. — Sie sprachen von den Großeltern drüben in der alten Heimat; dann von den letzten Weihnachten, die sie dort erlebt hatten.

„Und am Vorabend“, sagte der Vater, „als Knecht Ruprecht zu uns kam, mit dem großen Bart und dem Quersack und der Rute in der Hand!“

„Ich wußte wohl, daß es Onkel Johannes war“, erwiderte der Knabe, „der hatte immer so etwas vor!“

„Weißt du denn auch noch die Worte, die er sprach?“

Harro sah den Vater an und schüttelte den Kopf.

„Wart nur“, sagte der Amtsrichter, „die Verse liegen zu Haus in meinem Pult; vielleicht bekomm ich's noch beisammen!“ Und nach einer Weile fuhr er fort:

„Entsinne dich nur, wie erst die drei Rutenhiebe von draußen auf die Tür fielen, und wie dann die rauhe borstige Gestalt mit der großen Hakennase in die Stube trat!“ Dann hub er langsam und mit tiefer Stimme an:

„Von drauß' vom Walde komm ich her,

Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr.

Allüberall auf den Tannenspitzen

Sah ich goldene Lichtlein sitzen.

Und droben aus dem Himmelstor

Sah mit großen Augen das Christkind hervor.

Und wie ich so stolcht' durch den dichten Tann,

Da rief's mich mit heller Stimme an:

„Knecht Ruprecht“, rief es, „alter Gesell,

Hebe die Beine und spute dich schnell!

Die Kerzen fangen zu brennen an,

Das Himmelstor ist aufgetan,

Alt' und Junge sollen nun

Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;

Und morgen stieg ich hinab zur Erden,

Denn es soll wieder Weihnachten werden!“

Ich sprach: „O lieber Herre Christ,

Meine Reise fast zu Ende ist;

Ich soll nur noch in diese Stadt,

Wo's eitel brave Kinder hat.“

„Hast denn das Säcklein auch bei dir?“

Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier;

Denn Apfel, Nuß und Mandelkern

Fressen fromme Kinder gern!“

„Hast denn die Rute auch bei dir?“

Ich sprach: „Die Rute, die ist hier!

Doch für die Kinder nur, die schlechten,

Die trifft sie auf den Teil, den rechten!“

Christkindlein sprach: „So ist es recht,

So geh mit Gott, mein treuer Knecht!“

Von drauß' vom Walde komm ich her;

Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!

Nun sprecht, wie ich's herinnen find?

Sind's gute Kind, sind's böse Kind?



Aber“, fuhr der Amtsrichter mit veränderter Stimme fort, „ich sagte dem Knecht Ruprecht:

Der Junge ist von Herzen gut,

Hat nur mitunter was trotziges Mut!“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief Harro triumphierend; und den Finger emporhebend, und mit listigem Ausdruck setzte er hinzu: „Dann kam so etwas —“

„Was dich in großes Geschrei brachte; denn Knecht Ruprecht schwang seine Rute und sprach:

„Heißt es bei euch denn nicht mitunter:

Nieder den Kopf und die Hosen herunter?““

„Oh“, sagte Harro, „ich fürchtete mich nicht; ich war nur zornig auf den Onkel!“

Über der Stadt, die sie jetzt fast erreicht hatten, stand nur noch ein fahler Schein am Himmel. Es dunkelte schon; aber es begann zu schneien; leise und emsig fielen die Flocken, und der Weg schimmerte schon weiß zu ihren Füßen.

Vater und Sohn waren eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen. —

„Am Abend darauf“, hub der Amtsrichter wieder an, „brannte der letzte Weihnachtsbaum, den du gehabt hast. Es war damals eine bewegte Zeit; sogar das Zuckerwerk zwischen den Tannenzweigen war kriegerisch geworden: unsere ganze Armee, Soldaten zu Pferde und zu Fuß! — Von alledem ist nun nichts mehr übrig!“ setzte er leiser und wie mit sich selber redend hinzu.

Der Knabe schien etwas darauf erwidern zu wollen, aber ein anderes hatte plötzlich seine Gedanken in Anspruch genommen. — Es war ein großer bärtiger Mann, der vor ihnen aus einem Seitenwege auf die Landstraße herauskam. Auf der Schulter balancierte er ein langes stangenartiges Gepäck, während er mit einem Tannenzweig, den er in der Hand hielt, bei jedem Schritt in die Luft

peitschte. Wie er vorüberging, hatte Harro in der Dämmerung noch die große rote Hakennase erkannt, die unter der Pelzmütze hinausragte. Auch einen Quersack trug der Mann, der anscheinend mit allerhand eckigen Dingen angefüllt war. Er ging rasch vor ihnen auf. „Knecht Ruprecht!“ flüsterte der Knabe, „hebe die Beine und spute dich schnell!“

Das Gewimmel der Schneeflocken wurde dichter, sie sahen ihn noch in die Stadt hinabgehen; dann entschwand er ihren Augen; denn ihre Wohnung lag eine Strecke weiter außerhalb des Tores.

„Freilich“, sagte der Amtsrichter, indem sie rüstig zuschritten, „der Alte kommt zu spät; dort unten in der Gasse leuchten schon alle Fenster in den Schnee hinaus.“

Endlich war das Haus erreicht. Nachdem sie auf dem Flur die beschneiten Überkleider abgetan, traten sie in das Arbeitszimmer des Amtsrichters. Hier war heute der Tee serviert; die große Kugellampe brannte, alles war hell und aufgeräumt. Auf der sauberen Damastserviette stand das fein lackierte Teebrett mit



den Geburtstagstassen und dem rubinroten Zuckerglase; daneben auf dem Fußboden in dem Komfort von Mahagonistäbchen mit blankem Messingeinsatz kochte der Kessel, wie es sein muß, auf gehörig durchgeglühten Torfkohlen; wie daheim einst in der großen Stube des alten Familienhauses, so dufteten auch hier in dem kleinen Stübchen die braunen Weihnachtskuchen nach dem Rezept der Urgroßmutter. — Aber während die Mutter nebenan im Wohnzimmer noch das Fest bereitete, blieben Vater und Sohn allein; kein Onkel Erich kam, ihnen feiern zu helfen. Es war doch anders als daheim.

Ein paarmal hatte Harro mit bescheidenem Finger an die Tür gepocht, und ein leises „Geduld!“ der Mutter war die Antwort gewesen. Endlich trat Frau Ellen selbst herein. Lächelnd — aber ein leiser Zug von Weh war doch dabei — streckte sie ihre Hände aus und zog ihren Mann und ihren Knaben, jeden bei einer Hand, in die helle Weihnachtsstube.

Es sah freundlich genug aus. Auf dem Tisch in der Mitte, zwischen zwei Reihen brennender Wachskerzen, stand das kleine Kunstwerk, das Mutter und Sohn in den Tagen vorher sich selbst geschaffen hatten, ein Garten im Geschmack des vorigen Jahrhunderts mit glattgeschorenen Hecken und dunkeln Lauben; alles von Moos und verschiedenem Wintergrün zierlich zusammengestellt. Auf dem Teich von Spiegelglas schwammen zwei weiße Schwäne; daneben vor dem chinesischen Pavillon standen kleine Herren und Damen von Papiermache in Puder und Kontuschen. — Zu beiden Seiten lagen die Geschenke für den Knaben; eine scharfe Lupe für die Käfersammlung, ein paar bunte Münchener Bilderbogen, die nicht fehlen durften, von Schwind und Otto Speckter; ein Buch in rotem Halbfranzband; dazwischen ein kleiner Globus in schwarzer Kapsel augenscheinlich schon ein altes Stück. „Es war Onkel Erichs letzte Weihnachtsgabe an mich“, sagte der Amtsrichter; „nimm du es nun von mir! Es ist mir in diesen Tagen aufs Herz gefallen, daß ich ihm die Freude, die er mir als Kind gemacht, in späterer Zeit nicht einmal wieder gedankt — nun haben sie mir den alten Herrn im letzten Herbst begraben!“

Frau Ellen legte den Arm um ihren Mann und führte ihn an den Spiegeltisch, auf dem heute die beiden silbernen Armleuchter brannten. Auch ihm hatte sie beschert; das erste aber, wonach seine Hand langte, war ein kleines Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf, während Frau Ellen still zu ihm emporsah. Es war sein elterlicher Garten; dort unter dem Ahorn vor dem Lusthause standen die beiden Alten selbst, das noch dunkle volle Haar seines Vaters war deutlich zu erkennen.

Der Amtsrichter hatte sich umgewandt; es war, als suchten seine Augen etwas. Die Lichter an dem Moosgärtchen brannten knisternd fort; in ihrem Schein stand der Knabe vor dem aufgeschlagenen Weihnachtsbuch. Aber droben unter der Decke des hohen Zimmers war es dunkel; der Tannenbaum fehlte, der das Licht des Festes auch dort hinaufgetragen hätte.

Da klingelte draußen im Flur die Glocke, und die Haustür wurde polternd aufgerissen. „Wer ist denn das?“ sagte Frau Ellen; und Harro lief zur Tür und sah hinaus.

Draußen hörten sie eine rauhe Stimme fragen: „Bin ich denn hier recht beim Herrn Amtsrichter?“ Und in demselben Augenblick wandte auch der Knabe den Kopf zurück und rief: „Knecht Ruprecht; Knecht Ruprecht!“ Dann zog er Vater und Mutter mit sich aus der Tür.

Es war der große bärtige Mann, der den beiden Spaziergängern vorhin oberhalb der Stadt begegnet war; bei dem Schein des Flurlämpchens sahen sie deutlich die rote Hakennase unter der beschneiten Pelzmütze leuchten. Sein langes Gepäck hatte er gegen die Wand gelehnt. „Ich habe das hier abzugeben!“ sagte er, indem er auch den schweren Quersack von der Schulter nahm.

„Von wem denn?“ fragte der Amtsrichter.

„Ist mir nichts von aufgetragen worden.“

„Wollt Ihr denn nicht näher treten?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ist alles schon besorgt! Habt gute Weihnacht bei einander!“ Und indem er noch zweimal mit der großen Nase nickte, war er schon zur Tür hinaus.

„Das ist eine Bescherung!“ sagte Frau Ellen fast ein wenig schüchtern.

Harro hatte die Haustür aufgerissen. Da sah er die große dunkle Gestalt schon weithin auf dem beschneiten Wege hinausstreiten.



Nun wurde die Magd herbeigerufen, deren Bescherung durch dieses Zwischenspiel bis jetzt verzögert war; und als mit ihrer Hilfe die verhüllten Dinge in das helle Weihnachtzimmer gebracht waren, kniete Frau Ellen auf dem Fußboden und begann mit ihrem Trennmesser die Nähte des großen Packens aufzulösen. Und bald fühlte sie, wie es von innen heraus sich dehnte und die immer schwächer werdenden Bande zu sprengen strebte; und als der Amtsrichter, der bisher schweigend dabeigekannt, jetzt die letzten Hüllen abgestreift hatte und es aufrecht vor sich hingestellt hielt, da war's ein ganzer mächtiger Tannenbaum, der nun nach allen Seiten seine entfesselten Zweige ausbreitete. Lange schmale Bänder von Knittergold rieselten und blitzten überall von den Spitzen durch das dunkle Grün herab; auch die Tannäpfel waren golden, die unter allen Zweigen hingen.

Harro war indes nicht müßig gewesen, er hatte den Quersack aufgebunden; mit leuchtenden Augen brachte er einen flachen, grün lackierten Kasten geschleppt. „Horch, es rappelt!“ sagte er. „Es ist ein Schubfach darin!“ Und als sie es aufzogen, fanden sie wohl ein Schock der feinsten weißen Wachskerzen.

„Das kommt von einem echten Weihnachtsmann“, sagte der Amtsrichter, indem er einen Zweig des Baumes herunterzog, „da sitzen schon überall die kleinen Blechlampetten!“

Aber es war nicht nur ein Schubfach in dem Kasten; es war auch obenauf ein Klötzchen mit einem Schraubengang. Der Amtsrichter wußte Bescheid in diesen Dingen; nach einigen Minuten war der Baum eingeschroben und stand fest und aufrecht, seine grüne Spitze fast bis zur Decke streckend. — Die alte Magd hatte ihre Schüssel mit Äpfeln und Pfeffernüssen stehen lassen; während die andern drei beschäftigt waren, die Wachskerzen aufzustecken, stand sie neben ihnen, ein lebendiger Kandelaber, in jeder Hand einen brennenden Armleuchter emporhaltend. — Sie war aus der Heimat mit herübergekommen und hatte sich von allen am schwersten in den Brauch der Fremde gefunden. Auch jetzt betrachtete sie den stolzen Baum mit mißtrauischen Augen. „Die goldenen Eier sind denn doch vergessen!“ sagte sie.



Der Amtsrichter sah sie lächelnd an: „Aber, Margret, die goldenen Tannäpfel sind doch schöner!“

„So, meint der Herr? Zu Hause haben wir immer die goldenen Eier gehabt.“ Darüber war nicht zu streiten; es war auch keine Zeit dazu. Harro hatte sich indessen schon wieder über den Quersack hergemacht. „Noch nicht anzünden!“ rief er, „das Schwerste ist noch darin!“

Es war ein fest vernageltes hölzernes Kistchen. Aber der Amtsrichter holte Hammer und Meißel aus seinem Gerätekästchen; nach ein paar Schlägen sprang der Deckel auf, und eine Fülle weißer Papierspäne quoll ihnen entgegen. —

„Zuckerzeug!“ rief Frau Ellen und streckte schützend ihre Hände darüber aus.

„Ich wittere Marzipan! Setzt euch; ich werde auspacken!“

Und mit vorsichtiger Hand langte sie ein Stück nach dem andern heraus und legte es auf den Tisch, das nun vom Vater und Sohn aus dem umhüllenden Seidenpapier herausgewickelt wurde.

„Himbeeren!“ rief Harro. „Und Erdbeeren, ein ganzer Strauß!“

„Aber siehst du es wohl?“ sagte der Amtsrichter. „Es sind Walderdbeeren; so welche wachsen in den Gärten nicht.“

Dann kam, wie lebend, allerlei Geziefer; Hornissen und Hummeln und was sonst im Sonnenschein an stillen Waldplätzen umherzusummen pflegt, zierlich aus Tragant gebildet, mit goldbestäubten Flügeln; nun eine Honigwabe — die Zellen mochten mit Likör gefüllt sein —, wie sie die wilde Biene in den Stamm der hohlen Eiche baut; und jetzt ein großer Hirschkäfer, von Schokolade, mit gesperrten Zangen und ausgebreiteten Flügeldecken. „Cervus lucanus!“ rief Harro und klatschte in die Hände.

An jedem Stück war, je nach der Größe, ein lichtgrünes Seidenbändchen. Sie konnten der Lockung nicht widerstehen; sie begannen schon jetzt den Baum damit zu schmücken, während Frau Ellens Hände noch immer neue Schätze ans Licht förderten.

Bald schwebte zwischen den Immen auch eine Schar von Schmetterlingen an den Tannenspitzen; da war der Himbeerefalter, die silberblaue Daphnis und der olivenfarbige Waldargus, und wie sie alle heißen mochten, die Harro hier vergebens aufzujagen gesucht hatte. — Und immer schwerer wurden die Päckchen, die eins nach dem andern von den eifrigen Händen geöffnet wurden. Denn jetzt kam das Geschlecht des größern Geflügels; da kam der Dompfaff und der Buntspecht, ein Paar Kreuzschnäbel, die im Tannenwald daheim sind; und jetzt — Frau Ellen stieß einen leichten Schrei aus — ein ganzes Nest voll kleiner schnäbelaufsperrender Vögel; und Vater und Sohn gerieten miteinander in Streit, ob es Goldhähnchen oder junge Zeisige seien, während Harro schon das kleine Heimwesen im dichtesten Tannengrün verbarg.

Noch ein Waldbewohner erschien; er mußte vom Buchenrevier herübergekommen sein; ein Eichhörnchen von Marzipan, in halber Lebensgröße, mit erhobenem Schweif und klugen Augen. „Und nun ist's alle!“ rief Frau Ellen. Aber nein, ein schweres Päckchen noch! Sie öffnete es und verbarg es dann ebenso rasch wieder in beiden Händen. „Ein Prachtstück!“ rief sie. „Aber nein, Paul; ich bin edelmütiger als du; ich zeig's dir nicht!“

Der Amtsrichter ließ sich das nicht anfechten; er brach ihr die nicht gar zu ernstlich geschlossenen Hände auseinander, während sie lachend über ihn wegschaute.

„Ein Hase!“ jubelte Harro, „er hat ein Kohlblatt zwischen den Vorderpfötchen!“

Frau Ellen nickte: „Freilich, er kommt auch eben aus des alten Kirchspielvogts Garten!“

„Harro, mein Junge“, sagte der Amtsrichter, indem er drohend den Finger gegen seine Frau erhob, „versprich mir, diesen Hasen zu verspeisen, damit er gründlich aus der Welt kommt!“

Das versprach Harro.

Der Baum war voll, die Zweige bogen sich; die alte Margret stöhnte, sie könne die Leuchter nicht mehr halten, sie habe gar keine Arme mehr am Leibe.

Aber es gab wieder neue Arbeit. „Anzünden!“ kommandierte der Amtsrichter; und die kleinen und großen Weihnachtskinder standen mit heißen Gesichtern, kletterten auf Schemel und Stühle und ließen nicht ab, bis alle Kerzen angezündet waren.

Der Baum brannte, das Zimmer war von Duft und Glanz erfüllt, es war nun wirklich Weihnachten geworden.

Ein wenig müde von der ungewohnten Anstrengung saß der Amtsrichter auf dem Sofa, nachsinnend in den gegenüberhängenden großen Wandspiegel blickend, der das Bild des brennenden Baums zurückstrahlte.

Frau Ellen, die ganz heimlich ein wenig aufzuräumen begann, wollte eben die geleerte Kiste an die Seite setzen, als sie wie in Gedanken noch einmal mit der Hand durch die Papierspäne streifte. Sie stutzte. „Unerschöpflich!“ sagte sie lächelnd. — Es war ein Star von Schokolade, den sie hervorgeholt hatte. „Und, Paul“, fuhr sie fort, „er spricht!“

Sie hatte sich zu ihm auf die Sofalehne gesetzt, und beide lasen nun gemeinschaftlich den beschriebenen Zettel, den der Vogel in seinem Schnabel trug: „Einen Wald- und Weihnachtsgruß von einer dankbaren Freundin!“

„Also von ihr!“ sagte der Amtsrichter. „Ihr Herz hat ein gutes Gedächtnis.“

Knecht Ruprecht mußte einen tüchtigen Weg zurücklegen; denn das Gut liegt fünf ganze Meilen von hier.“

Frau Ellen legte den Arm um ihres Mannes Nacken. „Nicht wahr, Paul, wir wollen auch nicht undankbar gegen die Fremde sein?“

„Oh, ich bin nicht undankbar — aber — —“

„Was denn aber, Paul?“

„Was mögen drüben jetzt die Alten machen!“

Sie antwortete nicht darauf; sie gab ihm schweigend ihre Hand.

„Wo ist Harro?“ fragte er nach einer Weile.

Harro war eben wieder ins Zimmer getreten; aus einer Schachtel, die er mit sich brachte, nahm er eine kleine verblichene Figur und befestigte sie sorgfältig an einen Zweig des Tannenbaums. Die Eltern hatten es wohl erkannt; es war ein Stück von dem Zuckerzeug des letzten heimatischen Weihnachtsbaums; ein Dragoner auf schwarzem Pferde in langem graublauem Mantel. Der Knabe stand davor und betrachtete es unbeweglich; seine großen blauen Augen unter der breiten Stirn wurden immer finsterner. „Vater“, sagte er endlich, und seine Stimme zitterte, „es war doch schade um unser schönes Heer! — Wenn sie es nur nicht aufgelöst hätten — ich glaube, dann wären wir wohl noch zu Hause!“

Eine lautlose Stille folgte, als der Knabe das gesprochen. Dann rief der Vater seinen Sohn und zog ihn dicht an sich heran. „Du kennst noch das alte Haus deiner Großeltern“, sagte er, „du bist vielleicht das letzte Kind von den unseren, das noch auf den großen übereinandergetürmten Bodenräumen gespielt hat; denn die Stunde ist nicht mehr fern, daß es in fremde Hand kommen wird. Einer deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgestattet vor, als er nach mehrjähriger Abwesenheit in den Handelsstädten Frankreichs nach seiner Heimat zurückkehrte. Bei seinem Tode hat er es seinen Nachkommen hinterlassen, und sie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren oder, nachdem sie sich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als Bürgermeister oder Syndizi ihrer Vaterstadt. Es waren angesehene und wohlthätige Männer, die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren sie wurzelfest geworden in der Heimat. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerkern fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unsrigen gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. — Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens; jeder rühmte sich des andern und suchte sich des andern wert zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren.“ — Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm emporsah. „Aber nicht allein in die Höhe“, fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn



auch die Toten sollten noch beisammen sein. — Und seltsam, da ich es inne ward, daß ich fort mußte: mein erster Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — Ich habe sie mehr als einmal offen gesehen; das letztmal, als deine Urgroßmutter starb, eine Frau in hohen Jahren, wie sie den Unsrigen vergönnt zu sein pflegen. — Ich vergesse den Tag nicht. Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste schweisgsame Gesellschaft. Neben mir war der Totengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Kutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knien, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten. „Dat is min ole Herr!“ sagte er in seinem Plattdeutsch. „Dat weer en gude Mann!“ — Mein Kind, nur dort zu Hause konnte ich solche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den Segen der Heimat sich leibhaftig auf mich niedersenken. Ich war der Erbe dieser Toten; sie selbst waren zwar dahingegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnisvollen Weh — auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl: dem sich dann alle Hände dort entgegenstreckten, das war nicht ich allein.“

Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten.“ Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Noch lange standen sie und blickten dem dunkeln Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete sorgsam Auges die allmählich niederbrennenden Weihnachtskerzen.

WERKSJUBILARE

40 JAHRE

50 JAHRE

Westfalahütte Aktiengesellschaft



August Urban
Aufseher der Sportanlage
19. 11. 1954

Viele kennen ihn. Mit seinem vierbeinigen Freund durchwandert der rüstige Siebziger unermüdlich die Hoesch-Anlagen. Dort ist er seit 1945 als Aufseher tätig. Früher war er in der Adjustage 8 beschäftigt, seit 1936 als Meister. Man hört ihm noch den Westpreußen an. Die viele Bewegung in frischer Luft bekommt ihm augenscheinlich gut. Aber im Januar will er sich doch zur wohlverdienten Ruhe setzen.

Hoesch Bergwerks-Aktiengesellschaft Schachtanlage Kaiserstuhl-Ostfeld

Erich Hanisch	Schießmeister	18. 12. 1954
---------------	---------------	--------------

Westfalahütte Aktiengesellschaft

Franz Naumzik	Probenzurichter	1. 12. 1954
Peter Liepscher	Maschinist	2. 12. 1954
Heinrich Padur	Materialausgeber	6. 12. 1954
Josef Piotrowiak	Scherenmann	15. 12. 1954
Ignaz Lysiak	Scherenmann	15. 12. 1954
Franz Falkenberg	Schlosservorarbeiter	17. 12. 1954
Hermann Heuner	Vorarbeiter	18. 12. 1954
Anton Berken	Schmied	24. 12. 1954
Karl Berg	Bohrer	29. 12. 1954

Hohenlimburger Walzwerke Aktiengesellschaft

Heinrich Peddinghaus	Leiter der Nebenstelle d. Betriebskranken.	1. 12. 1954
----------------------	---	-------------

Schmiedag Aktiengesellschaft Werk Werdohl

Fritz Kettern	Kontrolleur	12. 12. 1954
---------------	-------------	--------------

25 JAHRE

Hoesch Bergwerks-Aktiengesellschaft Schachtanlage Kaiserstuhl Westfeld

Fritz Ziemann	Grubenschlosser	2. 12. 1954
Fritz Andrejewski	Wäschearbeiter	7. 12. 1954
Ernst Weigand	Hauer	12. 12. 1954
Richard Kuschmierz	Hauer	14. 12. 1954
Anton Romahn	Zimmerhauer	24. 12. 1954

Schachtanlage Kaiserstuhl-Ostfeld

Bernhard Kornrumpf	Koksmeister	1. 12. 1954
Friedrich Hodde	Hauer	5. 12. 1954

Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Anton Riedel	Ziegeleiarbeiter	4. 12. 1954
Hermann Radek	Ausbauhelfer	5. 12. 1954
Anton Pyschny	Grubensteiger	9. 12. 1954
August Backes	Hauer	22. 12. 1954
Johann Kudlorz	Bandaufseher	30. 12. 1954

Westfalahütte Aktiengesellschaft

Friedrich Schroer	E-Schweißer	21. 11. 1954
Johannes Wołoszek	Maschinist	21. 11. 1954
Albert Weiland	Transportarbeiter	5. 12. 1954
Anton Peters	Walzwerksgehilfe	8. 12. 1954
Wilhelm Diesing	Autoschlosser	10. 12. 1954
Otto Stepke	Kranführer	15. 12. 1954
Martin Rütten	Fahrleiter	16. 12. 1954
Otto Stachel	Magaziner	22. 12. 1954
Johann Wojciechowski	Steuermann	25. 12. 1954
Wilhelm Fehl	Fertigwalzer	28. 12. 1954

Hohenlimburger Walzwerke Aktiengesellschaft

Paul Ladeck	Schleifer	2. 12. 1954
-------------	-----------	-------------

Dortmunder Drahtseilwerke GmbH.

Paul Müller	Masch.-Drahtseiler	5. 12. 1954
-------------	--------------------	-------------

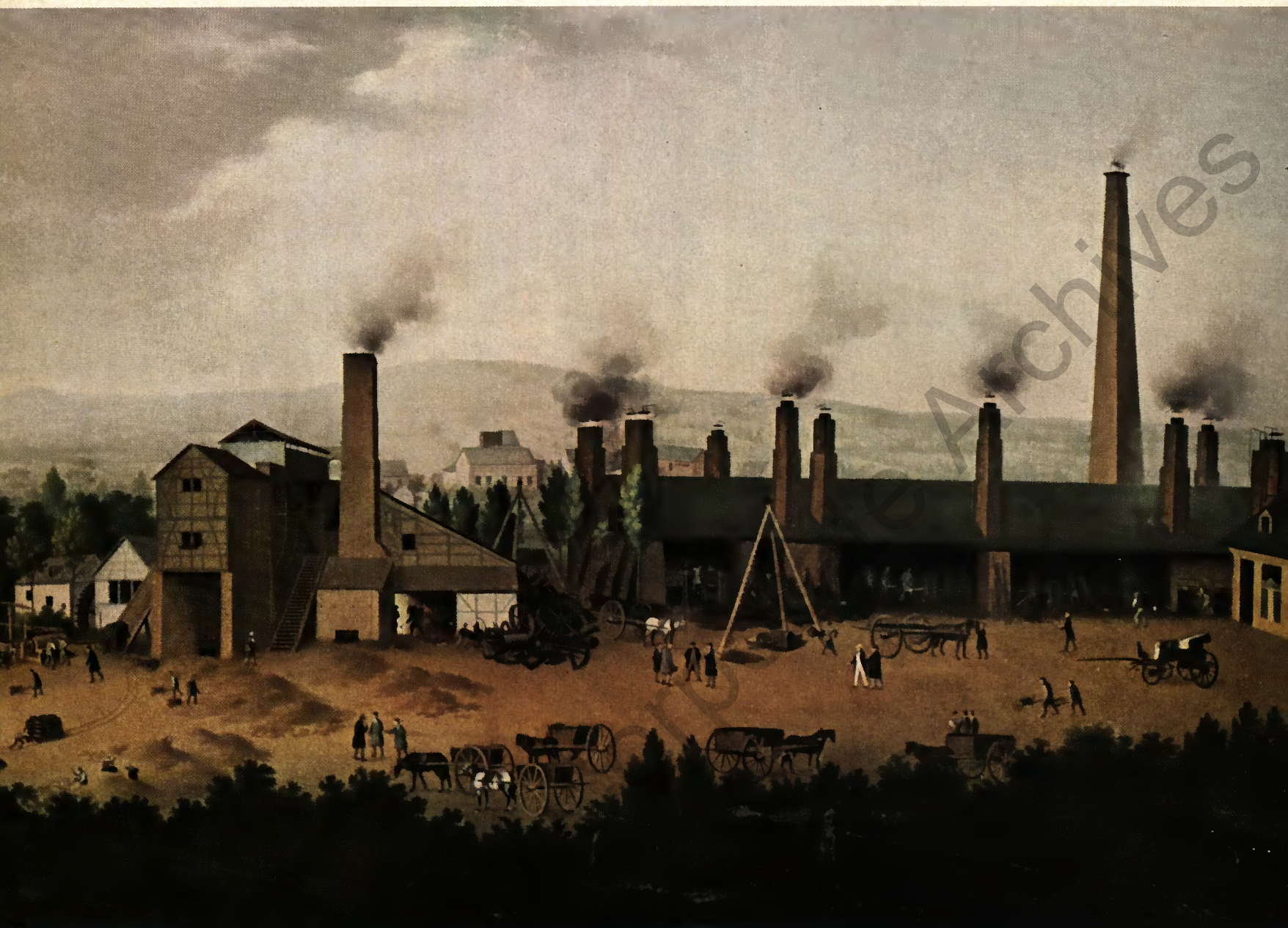
Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft Werk Trier

Nikolaus Maes	Metallschneider	19. 12. 1954
---------------	-----------------	--------------

Maschinenfabrik Deutschland Aktiengesellschaft

Artur Bracke	Kranführer	16. 12. 1954
--------------	------------	--------------





1838 malte C. Schütz, ein Künstler des Eifelraumes, dieses Bild des Lendersdorfer Walzwerkes von Hoesch. In diesem Walzwerk wurden die ersten Eisenbahnschienen in Deutschland für die Rheinische Eisenbahn gewalzt. Das Bild hängt im Leopold-Hoesch-Museum zu Düren.

LEOPOLD-HOESCH-MUSEUM

Den Namen eines der Mitbegründer unseres Unternehmens trägt das Leopold-Hoesch-Museum in Düren, das im November nächsten Jahres auf sein 50jähriges Bestehen zurückblicken kann. Dieses Museum und sein Name erinnern wieder einmal daran, wie sehr die Vorgeschichte des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch und die Entwicklung unseres Unternehmens in den ersten Jahrzehnten des Bestehens mit der Eifel und insbesondere der Stadt Düren verbunden sind. In der Eisenindustrie der Eifel hatte der Name Hoesch bereits seit Jahrhunderten einen guten Klang, bevor das Dortmunder Unternehmen gegründet wurde. Hier leisteten bereits die Vorfahren unserer Firmengründer hütten-technische Pioniertaten wie die Einführung des Puddelverfahrens in Deutschland und das Walzen der ersten Schienen auf deutschem Boden in der Lendersdorfer Hütte. Sie waren es auch, die den ersten Hochofen in Deutschland mit Koks beschickten. In Düren wurde am 1. September des Jahres 1871 der Vertrag zur Gründung des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch in Dortmund ausgefertigt und von Leopold Hoesch, Eberhard Hoesch, Viktor Hoesch, Wilhelm Hoesch und Albert Hoesch als Gründern dieses neuen Unternehmens unterzeichnet. Albert Hoesch übernahm damals die Leitung des Werks im Dortmunder Norden (der heutigen Westfalenhütte), das mit einem Anfangskapital von 800 000 Talern ausgestattet war.



Das im Jahre 1905 fertiggestellte Leopold-Hoesch-Museum in Düren

In den letzten Monaten des Jahres 1944 wurde das Museum fast völlig zerstört

Ursprünglich: „Kunst- und Wunderkammer“

Am 21. April 1899 starb Leopold Hoesch in seiner Vaterstadt Düren. Seine Erben waren es, die zu seinem Andenken das Leopold-Hoesch-Museum stifteten und erbauten. Am 8. November 1905 wurde dieses Gebäude in Gegenwart des Oberpräsidenten der Rheinprovinz eingeweiht und am gleichen Tag wurde der Dürener Museumsverein und die städtische Gemäldesammlung gegründet. Professor Georg Frentzen aus Aachen, der unter anderem auch den Kölner Hauptbahnhof erbaute, entwarf und errichtete das Gebäude. Das Museum hatte ursprünglich den Zweck die Altertums- und naturwissenschaftlichen Sammlungen der Stadt Düren aufzunehmen, sowie dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek Unterkunft zu bieten. Ferner sollten hier laufend Kunstausstellungen veranstaltet werden. In der ursprünglichen Anlage jedoch bildete das Museum eine Art „Kunst- und Wunderkammer“, wie sie als Museumstyp für die Zeit um die Jahrhundertwende charakteristisch war. Im Laufe der Jahrzehnte des Bestehens dieses Museums hat sich seine Form und sein Zweck mehrfach und grundlegend gewandelt.



Heimatliches Handwerk im Spiegel musealer Sammlung

Das Leopold-Hoesch-Museum gewann im Laufe der Zeit mehr und mehr den Charakter eines kulturellen Sammelpunktes des Dürener Raums. Seine Ausstrahlungen aber reichten auch über die engere Heimat weiter in das Gebiet des Rheinlands. Dies zeigt aus der Fülle der verschiedenartigen Ausstellungen jene Ausstellung mit Bildern des Malers Emil Nolde, die am 9. September 1934 eröffnet wurde und Werke zeigte, die den damaligen Machthabern und ihrer Auffassung vom Wesen der Kunst ein Dorn im Auge sein mußten. Der Tradition des Dürener industriellen Raumes entsprechend, der mehr noch als von der Eisenindustrie von der Papierindustrie geprägt wird, veranstaltete das Museum große Ausstellungen über die historische Entwicklung des Papiermacherhandwerks und baute innerhalb des Museums eine papiergeschichtliche Abteilung auf.

Blick in einen der wiederaufgebauten Ausstellungsräume für die Werke der bildenden Kunst



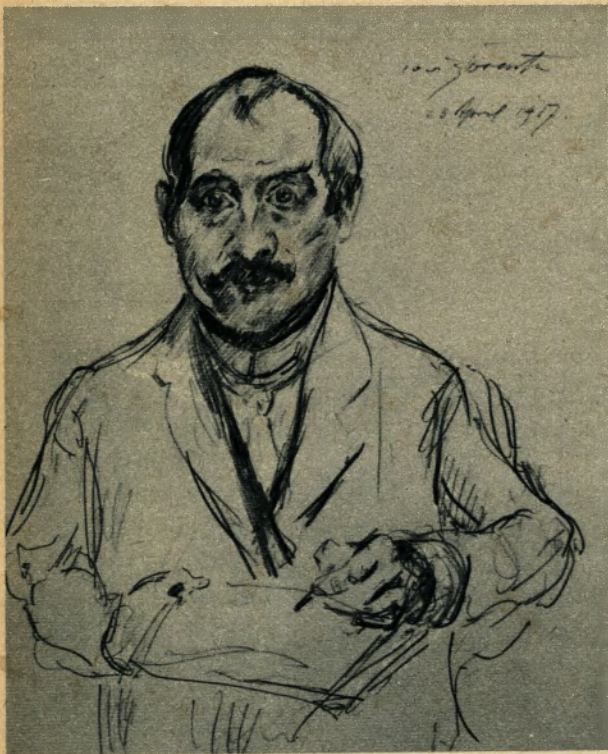


Bild links: Selbstporträt des Malers und Graphikers Max Slevogt (1868–1932), er war neben Liebermann und Corinth einer der Hauptvertreter des deutschen Impressionismus, der den subjektiven Eindruck der Wirklichkeit – alle Zwischentöne, Lichteffekte und Schatten – unmittelbar mit seiner Malweise wiederzugeben versuchte.

Bild rechts: Ein Aquarell des führenden expressionistischen Malers Emil Nolde (eigentlich Hansen), er wurde 1867 in Nolde (Kreis Tondern) geboren. Der Expressionismus war die Umkehr aller für den Impressionismus geltenden Regeln. Unter Verzicht auf die Darstellung der Wirklichkeit suchten die Maler in ihren Werken durch das Symbol der Farbe und die Formgebung den Ausdruck zum wesentlichen Bildinhalt zu machen.



Bild unten links: »Gemartete Menschheit« hat Ernst Barlach (1870–1938) sein hier gezeigtes Holzrelief genannt. Auch er war als Bildhauer, Graphiker und Dramatiker einer der bedeutendsten Expressionisten. Alle seine Werke strahlen das Bewußtsein der Erdgebundenheit aus.



Krieg zerstört: 80 Prozent der Stadt Düren und das Hoesch-Museum

All diese Bemühungen aber machte der zweite Weltkrieg zunichte. Er brachte die Sammel- und Ausstellungstätigkeit des Leopold-Hoesch-Museums vollständig zum Erliegen. War Düren während des ersten Weltkriegs bereits eine der wenigen deutschen Städte gewesen, die einen Luftangriff erlebten (1. August 1918), so beginnt in den letzten Monaten des Jahres 1944 die schwerste Zeit in der Geschichte dieser Stadt. Laufende Bomben- und Tieffliegerangriffe und Artilleriebeschuß machen den Aufenthalt in der Stadt fast unmöglich. Der schwärzeste Tag ist der 16. November 1944: 1200 Flugzeuge werfen über 4000 Bomben und Minen und 50 000 bis 60 000 Brandbomben auf das Stadtgebiet. An diesem Tag wird auch das Leopold-Hoesch-Museum fast vollständig zerstört. Als wir gerade am 16. November dieses Jahres – also genau zehn Jahre nach dem Tag der 80-prozentigen Zerstörung der Stadt – Düren und das Leopold-Hoesch-Museum besuchen, treffen wir trotz allen Wiederaufbaus die Menschen in wehmütiger und niederdrückender Erinnerung. Sie wandern hinaus auf den Friedhof zur Gedenkfeier. Nur wenige sind unter ihnen, die, abgesehen vom materiellen Verlust von Hab und Gut, nicht einen nahen Verwandten unter den Opfern dieser Zerstörung zählten.

Von der Akku-Station ins wiedererrichtete Gebäude

Unmittelbar nach Kriegsschluß, bereits am 31. Juli 1945, beginnen unter Leitung des heutigen Museumsdirektors, Dr. Heinrich Appel, die Bergungsarbeiten des ausgelagerten Museumsbestandes. In den ersten Nachkriegsjahren hatte die Stadt drängendere Sorgen als den Wiederaufbau ihres Museums. Eine Akku-Station des städtischen Elektrizitätswerks diente zeitweilig als Ausweichquartier. 1952 konnte das wiederhergestellte Leopold-Hoesch-Museum wieder eröffnet werden. Der Leiter des Museums schreibt darüber: „In einer zu 80 Prozent zerstörten Stadt von rund 40 000 Einwohnern ein durch Bomben erheblich beschädigtes Museumsgebäude wiederherzustellen und in erster Linie musealen Zwecken zuzuführen, scheint ein bedenkliches Wagnis zu sein, solange es an

dringendem Raum für Schulen und Wohnungen fehlt. Nicht weniger ungewöhnlich dürfte es sein, den Inhalt dieses wiederhergestellten Gebäudes vorwiegend mit Neuerwerbungen und Leihgaben aus dem Gebiet der modernen Malerei zu bestreiten. Beide Wege wurden in Düren beschritten, und schon heute läßt sich sagen, daß sich der Einsatz gelohnt hat und daß auch der relativ frühe Zeitpunkt des Wiederaufbaus und des inneren Ausbaus nicht günstiger hätte liegen können. Das Museum in Düren ist eine Volksbildungsstätte geworden.“

Im Hoesch-Museum: Von der Romantik zur abstrakten Kunst

Heute beherbergt das Leopold-Hoesch-Museum am Hoeschplatz die Dürener Volkshochschule, die Stadtbücherei, eine Kunstbibliothek, graphische Sammlungen, die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des ehemaligen Heimatmuseums und – mit großem Fleiß und Sachkenntnis zusammengetragen – Meisterwerke von der Romantik bis zur abstrakten Kunst in einem instruktiven und repräsentativen Querschnitt. Die Bilder dieser Seiten geben einen kleinen Eindruck vom Umfang der Sammlung und zeigen die Selbstporträts einiger der Künstler, die mit Werken im nun wiederhergestellten Leopold-Hoesch-Museum vertreten sind. Der Museumsleiter schreibt dazu: „Schon im Treppenhaus wird der Besucher durch Fotos von Bildnissen maßgebender Künstlerpersönlichkeiten, der sogenannten Wegbereiter der modernen Kunst, darauf vorbereitet, daß er sich auf dem Wege zum Obergeschoß aus dem Umkreis des engeren Heimatgebiets heraus in eine Welt hineinbewegt, in der die Akzente nach anderen als lokalen Gesichtspunkten verteilt werden. Von der Romantik ausgehend zeigen die Oberlichträume Beispiele der Kunst des deutschen Realismus und Impressionismus, um dann zur Kunst des deutschen Expressionismus überzuleiten, in den Persönlichkeiten wie Barlach, Beckmann, Heckel, Hofer, Kirchner, Kokoschka, Nolde, Rohlf und Schmitt-Rottluff teilweise in einer Vielzahl von Werken zur Geltung kommen. Einer dieser Räume dient gleichzeitig als Vortragssaal. Den Abschluß bildet ein Raum mit abstrakter Kunst, der unter anderem Arbeiten von Hoelzel, Nay, Picasso und Manessier enthält. Alle Kunstwerke wurden, soweit sie nicht Leihgaben sind, aus städtischen Etatmitteln und Stiftungsbeiträgen der Dürener Industrie in den letzten Jahren erworben.“





Oskar Kokoschka, Maler, Graphiker und Dichter (geb. 1886) ist der bedeutendste Porträtist der Expressionisten. Mit seiner Malweise hat er in allen seinen Bildern die Nervosität und Zerrissenheit unserer Zeit festgehalten.

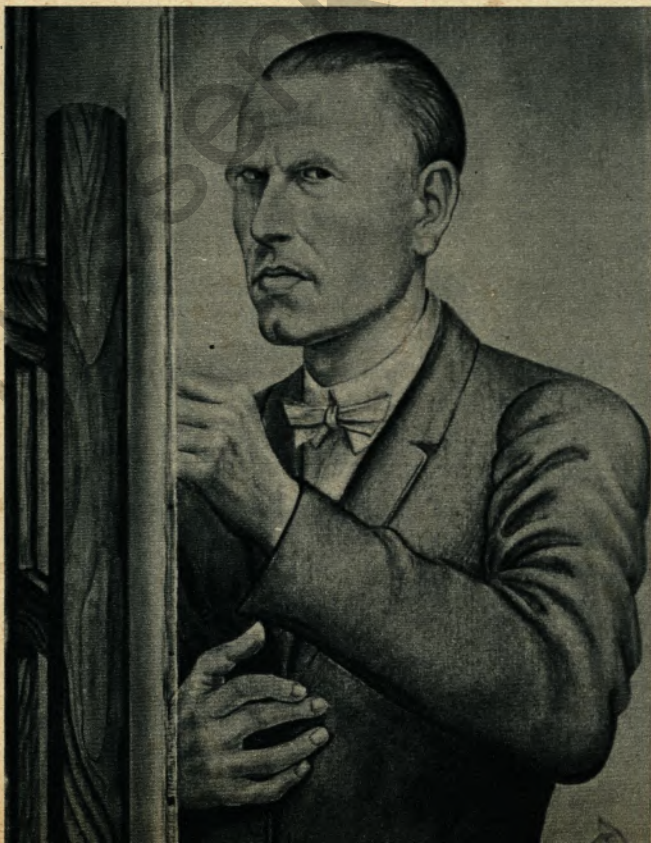
Die Erben von Leopold Hoesch haben im Jahre 1905 mit dem Leopold-Hoesch-Museum den Grundstein zu einer Einrichtung der Stadt Düren gelegt, die im fünfzigsten Jahr ihres Bestehens mit Recht als „Volksbildungsstätte“ bezeichnet wird. Mag dem Leopold-Hoesch-Museum im Sinne der Gründer dieser Einrichtung ein weiteres bildendes Wirken beschieden sein.

* * *

Im Zusammenhang mit dem Leopold-Hoesch-Museum bedarf noch das Wirken eines weiteren Mannes aus dem Kreise der Firmengründer des Eisen- und Stahlwerks Hoesch in seiner Vaterstadt Düren besonderer Erwähnung: Eberhard Hoesch. Als Eberhard Hoesch am 7. November des Jahres 1907 starb, nannte man ihn in einer Stadtverordnetenversammlung, die als Trauerkundgebung zu seinen Ehren einberufen worden war, „den größten Wohltäter der Stadt Düren“. Er hinterließ testamentarisch Stiftungen im Gesamtwert von 2852400 Mark, die für die verschiedensten sozialen Zwecke verwendet werden sollten: Bau von Arbeiterwohnungen, Altersheime, städtische Schwimmanstalt, Sport- und Eisbahnanlage, Theater und so weiter. An Dürener Vereine, die Werkgefolgschaft der Firma Eberhard Hoesch Söhne, an nicht verwandte Privatpersonen, den Freiwilligen Armenverein und die evangelische Gemeinde fiel ein Gesamtbetrag von 1337400 Mark. Zuvor bereits hatte er der Stadt 500000 Mark für den Bau des Theaters gestiftet und viele kleinere Stiftungen und Schenkungen gemacht. Unter anderem gab er sein erstes Wohnhaus als Sitz des Landratsamtes und vermachte der Stadt testamentarisch sein letztes Wohnhaus als Dienstwohnung des Bürgermeisters.

K. U.

Von einem krassen Realismus und meisterhafter Technik zeugen die Werke des Malers Otto Dix (geb. 1891). Als bekanntester Maler der »Neuen Sachlichkeit« hat er sich zur Aufgabe gestellt, in seinen Bildern die Dämonie unseres Zeitgeschehens uns als Spiegelbild vorzuhalten.



Zwei Werke des vielumstrittenen Malers Pablo Picasso (geb. 1881). Das obere zeigt eine Radierung aus seiner frühen Schaffenszeit. Unten eine in den letzten Jahren entstandene Lithographie einer Dame mit Pelz. Alle Gestaltungsmittel sind ihm recht, selbst wenn er Form und Farbe verselbständigen muß, um dem Bild die von ihm gewünschte Aussage zu geben.



WEIHNACHTLICHE BACKFORMEN

In jedem Jahrhundert hatte Backwerk seine eigene Form

„Mutter, hast du früher auch diese Spekulatius bekommen? Sind das richtige Wurmstiche in den Hölzern? Dann sind die Bretter wohl schon sehr alt? Was mag das für Holz sein, daß man so gut daraus schnitzen konnte? Welche

Leute konnten denn früher so gut mit dem Schnitzmesser umgehen? Haben die Menschen damals wirklich solche Hüte und Kleider getragen und die Männer lange Haare, Federn auf dem Barett und Spitzenkragen auf den Gewändern?“ Fragen über Fragen. Mutter wird bei der Weihnachtsbäckerei nicht ungeduldig. Gern übernimmt sie also die zusätzliche Arbeit des Erzählens und Erläuterns. Sie weiß, damit ist im Augenblick nicht allein die langweilige Beschäftigung des Säuberns der Backbretter vergessen; damit wird zugleich die Liebe zum Althergebrachten, Überlieferten, zur Volkskunst und ihren tiefen Sinngehalten und zum handwerklichen, ja künstlerisch vollendeten Können unserer Vorfahren geweckt.

Ihr wißt, wie gern alle Menschen Süßigkeiten naschen, Väter eingeschlossen. Aber es wird euch gewiß überraschen, daß es ausgerechnet Männer waren, die einst das Herstellen von Spekulatius und Pfefferkuchen

besonders gut verstanden! Alte Chroniken berichten, daß schon in den Klöstern der Gotik und des Mittelalters die Mönche eine Vorliebe für Gebäck hatten. Sie bereiteten es selbst und würzten es scharf. In der Vesperstunde aßen sie es zu Wein und Bier. Dachte man doch, daß durch das gepfefferte Naschwerk die Trinkfestigkeit erhöht werde! Aus Honig, Mehl und vielerlei

Gewürz mischten die Nonnen im 13. Jahrhundert den Teig für ihr Backwerk. Aber man nannte es noch nicht Spekulatius. Es hieß „Zuckerladen“ oder „Latwergen“, „lebekuoche“, „lebezelte“ oder „letzelt“. Im Lateinischen heißt „libum“ Fladen, und daraus entstand später Lebkuchen und Lebzeltten.

Ja, von einem Grafen von Werdenberg aus

dem 17. Jahrhundert sagte man, er habe so viel „Ulmischen Lebkuchen verschluckt“, daß man dafür eine ganze Grafschaft hätte kaufen können! Ähnlich wie der kleine Häwermann soll er immer gerufen haben: „Mehr her, mehr her!“ Als bald aber wollten alle Leute solche Leckereien haben. Tüchtige Bäcker gab es immer schon. Und wer in einer Stadt besonders schmackhafte „lebezelte“ zu bereiten verstand, hieß allgemein der „Lebzelter“. Man weiß, in München wohnte schon 1370 ein Lebzelter. Was einer konnte, wollten viele können. Schon schlossen sich die Lebzelter einer Stadt zur „Lebzelterzunft“ zusammen. 1473 bestand in München schon eine Zunft. Eine Gebäcksorte hieß „Nürnberger“. Ihr seht, in Nürnberg, München und Ulm wußte man schon recht früh, was gut schmeckt!

Das Teigmachen allein genügte aber nicht zum Bereiten der Naschereien. Man mußte erst einmal die Formen dafür machen! Da versuchte mancher Meister, das Schnitzmesser zu führen. Aber Buchsbaumholz ist hart und Schnitzen schwer! Manchmal benutzte man eine Zeichnung als Mustervorlage; aber lieber wollte jeder doch eigene Motive entwerfen! Wer all das zusammen gut konnte: Musterentwerfen, Schnitzen, Teigbereiten und Backen, der war ein angesehener Mann! Und ein Lebzelter, der sein Werkzeug gut zu führen vermochte, stand beim Meister in hohem Ansehen. Er bekam natürlich höheren Lohn, und bei Tisch durfte er neben dem Meister sitzen.

Daß Gesellen von einem Meister zum andern wandern, um immer Neues zu lernen, wißt ihr. Ihre eigenen Muster zeigten sie den Bäckermeistern anderer Städte. So kommt es, daß Backformen mit denselben Darstellungen im Norden und Osten unseres Vaterlandes gebräuchlich wurden. Und manche Stadt ist euch noch heute bekannt durch ihr schmackhaftes Weihnachtsgebäck. Denkt nur an Braunschweig, Bremen, Lübeck, Danzig, Thorn und Breslau!

In Süddeutschland brauchen wir nicht erst in Museen zu gehen, um ebensolche Backhölzer zu finden, wie wir sie hier vor uns sehen. Ei, in manchen Häusern stecken die Schränke auf den Böden voll von solchen Musterstöcken oder „Modeln“! Und da ihr nun wißt, daß manche Modelle schon viele hundert Jahre benutzt werden, verwundert es wohl nicht mehr, daß sie arg von Wurmstichen zerfressen wurden.

Nun zu unsern Backformen: Deutlich lassen sich einzelne Motivgruppen zusammenstellen. Die ältesten Backhölzer zeigen hauptsächlich Darstellungen mit religiösen Inhalten. Besonders aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind uns viele derartige Lebkuchenformen erhalten. Es störte damals niemanden, daß das Christkindlein mitsamt seiner Wiege aufgegessen würde! Weihnacht war eine fröhliche Zeit, und so ward auch mit Einfalt und fröhlichem Sinn die





Aus dem Osten unserer Heimat stammt der Model mit der kreuztragenden Wallfahrerin. Woran das zu erkennen ist? Nun, Wollstrümpfe, Pelzkragen und stolaähnliches Band zum Schutze des Gesangbuches trug man in früheren Zeiten in Ostdeutschland zu solchem Anlaß. Von derselben Hand muß der Bischof mit seinem Krummstab gearbeitet sein. Der Ornat zeigt die gleichen Muster wie die Kleidung der Frau. Zudem sind beide Model gleichzeitig wiederentdeckt.

In der Renaissance- und Barockzeit war aber nicht mehr das Religiöse *allein* das Wichtigste, sondern das *Menschliche* interessierte genau so stark. Darum schnitzten die Lebküchler auch außerdem Gegenstände und *Personen* aus dem täglichen Leben in ihre Hölzer. Wenn dann Besuch kam, so reichte man dem Gast Lebkuchen mit dem Familienwappen oder dem Wappen der Stadt! Die Kinder betrachteten die knusprigen Reiter, Soldaten, Männer und Frauen in reich verzierten Gewändern als lustiges — eßbares — Spielzeug. Neben gebackenen Schlitten und Wagen lagen Teufel, Narr, Kaiser, Spinnerin oder Wickelpüppchen — braun und lecker! Die ganze Welt kannte den tapferen und gefürchteten Wallenstein, den Feldherrn des 30jährigen Krieges. Also nimmt es nicht wunder, daß man seinen Kopf in einer unserer Formen wiederfindet und vor allem, daß diese Form im Allgäu zum Vorschein kam. Selbst der ehrende Lorbeerkranz ist um das Bildnis des Heerführers geschlungen!



Form geschnitzt und benützt. Gebackene Heilige und Kirchenpatrone und natürlich der gute St. Nikolaus zierten die Gabenteller jedes Jahr aufs neue und stimmten die Kinderherzen froh.

Ganz einfach und anspruchslos ist unser kreuztragendes Lamm geschnitzt. Eigentlich ist es ein österliches Motiv; aber es war damals nicht absurd und widersprach nicht der christlichen Auffassung, auch zu Weihnachten diese Form zu benutzen.

melte Haltung des Tieres, ja, sogar die Blumen zeigen die prunkliebende, an Äußerlichkeiten hängende Zeit des Barock. Neben diesem Kavalier um 1650 wirkt die Reiterfigur mit dem Zweispitz fast zu naiv. Das ist sie aber nicht. Die Menschen hatten sich 130 Jahre später nur besonnen, daß wahre Schönheit nicht prunkvoll, sondern durch ihre Schlichtheit edels sei. Vergleiche: Wie ruhig Pferd und Reiter wirken, wie gelassen der Schwanz, wie vereinfacht das Tier, wie wohltuend die zurückhaltende Gewandung! Kein unnötiges Beiwerk mehr. Aber nicht allein die Kleidung — der Zweispitz, die Stulpenstiefel und der lange Rock — zeigt uns das Abbild der Wertherzeit; sogar die Muster entsprechen deutlich den bäuerlichen kunstgewerblichen Gegenständen der Klassik: Das Schuppenmuster der Mähne, das Perlmuster des Halfters, die Randleiste der Schabracke und die stilisierte Andeutung des Rasens.

Ihr staunt und schweigt!
Aber von solchen Abbildern
lerntet *ihr* nicht allein! Auch
wir Erwachsenen wissen
durch solche alten Darstel-
lungen, wie unsere Vorfah-
ren lebten und wie sie sich
ihre Umgebung gestalteten.
In Theater- und Kino-
stücken, die von diesen ver-
gangenen Zeiten erzählen,
habt ihr gewiß schon ähn-
liche Trachten bewundert.
Nun wißt ihr, daß sie nicht
erfunden sind.

Jetzt wieder einen Sprung weiter in der Zeit. Damen ritten in der Romantik noch keine Turniere wie heute. Sie durften ihren Morgenritt nur im Damensitz unternehmen. Wiegend und verträumt trägt das schlanke Tier seine Herrin im Paß-Schritt durch die Aue.

Ihr liebt doch Tiere? Natürlich! Alle Menschen lieben sie, früher wie heute. Wir unterstellen ihnen nicht nur menschliche Eigenschaften, wir geben ihnen sogar unsere Namen und stecken sie





in menschliche Kleidung. Mit andern Worten, wir treiben unsern Spaß mit ihnen, und damit verspotten wir zugleich im Grunde uns selbst. Das war schon immer so. Außer den Fabeln und Märchen beweisen es nun auch die Backhölzer.

Die sonderbare Verkleidung macht alle Tiere so spaßig! Oder wer muß nicht schmunzeln, wenn er das bucklige Kamel mit seiner Brille und das alte Nashorn in den Uniformen von Diplomaten vor sich sieht? Und Reinecke Voss begegnet uns ganz aufrecht und bieder mit braver Miene und karierten Hosen, den Hut bescheiden in der Hand? Wenn der Schlingel nur nichts im Schilde führt! Immer neue Tierfiguren, in allen erdenklichen Abwandlungen, erfanden die Lebzelter. Zum Jubel aller Kinder spielt der dicke Elefant Violine. Vor Vergnügen ringelt er sogar seinen Rüssel. Gans und Pfau auf einem Holze? Da muß uns sogleich das Sprichwort einfallen, das auf die Eigenschaften dieser beiden passen soll: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holze“. Und richtig — die Gans konnte gar kein dümmeres Gesicht machen und keine einfältigere Haltung haben. Und wie sich der Pfau nur wieder geputzt hat und sich reckt und bläht vor lauter Überlegenheitsgefühl! Aber die Zeit der Märchen und Fabeln geht zu Ende.



Mit der Gemütlichkeit in den deutschen Familien ist es vorbei. Man nannte diese geruhssame Zeit von 1820 bis 1845 das Biedermeier oder das Bürgerliche Zeitalter.

Es waren schönste Jahre der Besinnung auf die deutsche Vergangenheit und die Innigkeit des deutschen Wesens. Und wenn sich „Biedermann“ und „Bummelmeier“ anulken, so nahm es keiner dem andern übel; denn es war gutmütig und ohne Argwohn gemeint. Auch unsere Backformen zeigen, wie wirklich urwüchsiger Spaß getrieben wurde mit den Schwächen der Nachbarn. Aber nach 1845 geht aller Sinn für Häuslichkeit und Gemütlichkeit und auch für drastische Spaßmacherei verloren.

In Städten und Dörfern verflacht das handwerkliche Können zusehends. Der Reichtum an Motivenschwindet. Man übernimmt schon Spaßfiguren, die andere erfanden. Aber dafür sind es hier auf unsern Modeln zweie, die damals jedermann kannte. Um 1845, in der Zeit des Vormärz, fand man diese beiden Berliner, Nunne und Nante, in jeder Nummer der Zeitschrift „Kladderadatsch“.

Spottfiguren auf das Bürgertum, die im Zwiegespräch die wunderlichen Ereignisse des Tages bekrittelt. Oft war ihr Ton beißend und gehässig, herausfordernd und aufrüttelnd.

Guckt bloß, wie sie dastehen: Selbstsicher und erschrocken, mit Stock und Schirm, steifem Hut und Zylinder, den typischen Attributen der satten Bürgerzeit.



Es läßt sich denken, daß Backmodel mit solch originellen Karikaturen, noch dazu in solcher Klarheit und Größe geschnitten, von allergrößter Seltenheit sind.

Das schönste aber ist, daß dieses köstliche Brett und das mit den lustigen Tiermotiven auf unserm westfälischen Boden angefertigt und vor kurzem in der Münsterländer Heide gefunden worden sind!

Mit diesen Mustern fangen wir natürlich unsere Bäckerei jetzt an! Mit Jubel und Begeisterung — und ein wenig Dank für Mutters getreuliches Bewahren und Berichten — geht's ans Werk. Es wird ja auch Zeit; denn . . .

„bald ist Nikolausabend da, lustig, lustig, tralla lalla la!“

L. Kleine



Ach, du liebe (Frei-)Zeit!

Eigentlich ist das Ganze eine gewaltige Zumutung von dem Herrn Chefredakteur. Komme ich da heute ziemlich müde von des Tages Arbeit aus dem Werkseingang bzw. -ausgang und freue mich auf eine redlich verdiente „Frei-Zeit“, keilt er mich an. Ziemlich unverblümt macht er mich mit einem seiner Gedanken bekannt, in welchem ich wenigstens im Moment eine gewisse Rolle zu spielen scheine.

„Es wäre doch ganz gut, wenn sie sich mal über die sogenannte Erholungszeit ausließen! Wissen Sie, der Leser glaubt Ihnen das eher, weil es ja eigentlich zu Ihrem Beruf gehört, sich über die Erholung ein paar gute Gedanken zu machen! Ja, das wollte ich noch sagen... und im übrigen: einen recht angenehmen Feierabend!“

„Danke sehr, das gleiche und auf Wiedersehen! Mensch, Sie...“ aber da war er schon weg!



Vorsehen Sie meine aufsteigende Erregung? Na ja, der will natürlich seine Zeitung fertig kriegen, aber daß ausgerechnet ich in meiner Freizeit schreiben soll. Nä, wat et nit all jitt!

Übrigens, eine angenehme Seite hat die Sache nun doch. Ich schlich sehr in meine Gedanken vertieft durch den Hochwald nach Hause. Bei jedem Schritt hämmerte es gleichmäßig in meinem Schädel: Freizeit... freie Zeit... Erholung... Batterie aufladen. Ach du Dunnerlittchen! Ja, was mache ich selber eigentlich mit der restlichen Zeit des Tages, in welcher ich nicht veranlaßt werden kann, in gerötete Häse und ähnliches hineinzuschauen, wo kein Mensch kommt und möglichst postwendend eine grund-

legende Hilfeleistung erheischt, angefangen von quälenden Plattfüßen oder Fußpilzen über alkoholgeschädigte Leber etc. bis zum die Eitelkeit störenden Haar- ausfall oder das dritte Doppelkinn.

Inzwischen haben mich meine Beine ins traute Heim getragen. Mit väterlicher Autorität wurde der Junge für eine ausgesprochene Flegelei zu- rechtgewiesen, die leicht erkältete Heizung neu beschickt — da fällt mein Blick auf den Schreibtisch bzw. auf noch ungeöffnete Briefe. Ach du lieber Gott!: „... Sie haben sicher völlig

übersehen, daß unsere Rechnung vom... noch nicht erledigt wurde... wir bedauern, aber...“ Das Stimmungsbarometer sinkt! Ich schmeiße den Brief in die Lotteriekiste. Dort ist jeden Ersten Ziehung, wer gewinnt, bekommt Geld. Mahlzeit bzw. „Freizeit“! Ja, und nun geht's los. Die Last des Tages wird von den Schultern gewälzt. Ich stürze mich auf das Gebiet, welches ich mir nach meinem eigenen Willen ausgewählt habe, wo ich grundsätzlich ab- und um- schalten kann, das mir ganz allein gehört, wo mir kein Mensch Vor-

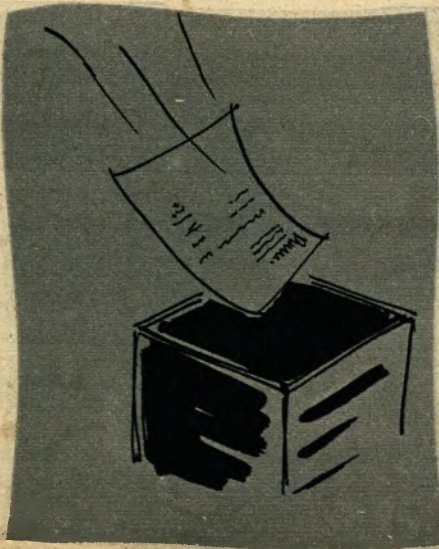


schriften macht. Hier bin ich Herrscher. Hier stehe ich auf einsamer Höhe und bemitleide all die armen Geschöpfe, welche mir so hoch nicht folgen können. Was heißt hier Direktor oder „Herr Direktor“? Was heißt hier Arbeitgeber oder Arbeitnehmer? Ich bin's in einer Person und schalte und walte wie ein kleiner Gott!

Nä, nä, lieber Leser! Das klingt so nach Selbstüberheblichkeit; ein Beamter würde sagen: Amtsanmaßung! Weit gefehlt, es stimmt bis ins i-Tüpfelchen. Und was sehr wichtig ist, nicht nur bei mir! Nein, bei jedem einzelnen von Euch. Ich will es wenigstens hoffen, nämlich: Wohl dem Menschen, der es versteht, sich außerhalb seines Pflichtenkreises ein kleines, eigenes Königreich zu schaffen und zu erhalten.

Eben für dieses wahre Königreich gibt es keine Gesetze und Grenzen, da liegt uns eine Welt zu Füßen, aus ihr schöpfen wir unendlich Kraft und Befriedigung.

Wehe, wer einzig nur seine Arbeit und die Berufstätigkeit kennt, der nur diese eine Gasse in seinem Leben hat, die er tagtäglich hinauf und hinunter hetzt, um sich eines Tages den Kopf einzurennen. Vielleicht erjagt er sich einen sogenannten „großen Namen“, der später auf



einem einsamen Grabstein verwittert. Hat er aber wirklich gelebt? Hat er die Weite und Vielfalt des Lebens gekannt?

Wie heißt nun mein persönliches kleines Königreich? Wie heißt dieses beseligende Etwas?

Es hat viele Namen und keine Namen. Es ist oft sinnvoll, doch ebensooft scheinbar völlig sinnlos, immer aber offenbart es den wahren Menschen oder besser, den wertvollen Menschen, den nicht einseitigen.

Wie oft erleben wir auf diesem Gebiet die tollsten Überraschungen! Da sehen wir den Herrn X., einen pflichtgetreuen, bescheidenen Mann, der beruflich durchaus ein sogenannter „Durchschnittsarbeiter“ ist, aber plötzlich erfahren wir, daß gerade dieser Herr X. ein wahrhaft überdurchschnittlicher Maler ist. Er malt wirklich schöne Bilder und denkt nicht daran, sie etwa zu ver-

kaufen. Nein, er malt für sich und seine Familie. Der R. züchtet sehr seltene Tauben, Kaninchen, Ziervögel, ist gar erster Vorsitzender im Schäferhunddressur- und Züchterverband. Der eine hat eine ausgesuchte Briefmarkensammlung, der andere schreinert aus Passion wie ein absoluter Fachmann. Ein weiterer kennt die besten Bücher, ein dritter, vierter, fünfter... photographiert... musiziert... modelliert... studiert, wählt sich irgendeines der zahlreichen Gebiete wahrer Kultur heraus, und was das entscheidende ist, bringt es zu Sonderleistungen, gilt als Fachmann und sprengt sichtbar seinen beruflich gesehen oft engen Rahmen. Wie oft hüten diese Menschen

diese besonderen Liebhabereien vor ihren Mitmenschen als ein ganz besonderes Heiligtum. Sie fürchten verlacht oder gehöhnt zu werden und sind doch in Wahrheit wirkliche Größen auf diesem Gebiet ihrer Neigungen.

Nicht jeder von uns konnte den Beruf ergreifen, den er sich seiner Veranlagung nach vorgestellt hatte. Waren da nicht oft Umstände entscheidend, deren Beseitigung nicht in unserer Macht lag? Es blieb nichts anderes übrig, als eine Beschäftigung anzunehmen, welche uns neben der reinen Existenz u. a. auch die Mittel schafft, unseren Anlagen und Träumen zu leben. Muß andererseits der Mensch, der sein beruflich gestecktes Ziel erreichte, so einseitig sein, daß er nur „einem Herrn“ dienen kann?

Jeder Tag hat seine Plage, bringt uns Ärger und Verdruß, die auf die Dauer sogar körperliche Schäden zur Folge haben können. Wie glücklich ist da der Mensch, der „umschalten“ kann und zu einem ausgeglichenen Tagesabschluß findet!

Arm ist der Mann, der nur durch den scheinbar rosigen Schleier des Alkohols überwinden kann, der sich mit ein paar Glas Bier im Bauch als Held und Herrscher vorkommt, arm der Zeitgenosse, der in regelmäßigen Kinobesuchen die Schönheit dieser Welt zu finden hofft, und der sich womöglich als Betrachter von Wild-West-Filmen in Gedanken selbst als Revolver- oder Frauenheld fühlt!

Hören wir mit dem Philosophieren auf. Zerreden wir keine Dinge, die jeder vernünftige Mensch sofort begreift und die ihm in der Praxis kein Kopfzerbrechen machen. Leben wir in unserem „Steckenpferd“. Werden und bleiben wir glücklich damit, bauen unser kleines Königreich. Mir persönlich bleibe man aber vom Halse mit einer von anderen Menschen „orga-

nisierten Freizeitgestaltung“. Ich möchte auch mal einen Nagel schief in ein Brett schlagen, ohne daß ein anderer meckert. Ich möchte ein Buch nach meinem Geschmack lesen, und ich werde auch nur dorthin spazieren gehen, wo es mir gefällt! Menschenskind, ich will weg von der Masse, ich möchte Ich sein dürfen in einem Kreis, den ich mir aussuche.

Krame jeder einmal in seiner seelischen Schatzkammer ein bißchen herum, dort wird er oft ungeahnte Werte finden, Werte, die uns das Dasein verschönern und uns oft unser Selbstbewußtsein wieder geben. Freuen wir uns weiter darüber, oft die eigenen Veranlagungen in unseren Kindern wiederzufinden und treiben wir lustig mit diesem uraltesten Familienkapital Wucher. Dann nimmt es manches Mal nicht Wunder, wenn Gicht und Rheuma verschwinden, wenn Herzschäden belanglos werden und wenn frische Kraft in die Glieder zurückkehrt.

Jetzt aber ist wirklich Feierabend! Ich muß unbedingt noch meine Blumen gießen. Dank meiner „Spezial-Düngung und Behandlung“ wachsen die! Ihr werdet es kaum glauben.

Dr. R.



Hier sehen wir Heinz Wälter bei seiner Lieblingsbeschäftigung. Er modelliert gerade einen Hüttenarbeiter. Sein Atelier ist gleichzeitig Schlafzimmer und demnächst bleibt ihm sogar nur noch eine Ecke in der Küche zum Kneten und Formen. Heinz Wälter, der heute 32 Jahre alt ist, hat während der Gefangenschaft Hochfrequenztechnik studiert, mußte nach seiner Rückkehr das Studium aufgeben und arbeitet zur Zeit in der Störungsstelle der Westfalenhütte, wo ihm die Wartung der Selbstwählerzentrale anvertraut ist. Als Kind sah er einmal bei seiner Großmutter einer Dame beim Modellieren zu. Aber erst in der Gefangenschaft kam er auf den Gedanken, sich auch selbst an einem Klumpen Ton zu versuchen. Er fand Spaß an der Sache. Ein Bildhauer, der im Lager die Arbeit sah, bestärkte ihn in dem Voratz, mit dem Modellieren fortzufahren. So kam er zu seiner Liebhaberei, von deren beachtlichen Erfolgen wir uns überzeugen konnten. Besonders gut gefiel uns die Tonplastik seiner Frau mit dem Kind, die wir auf unserem Bild rechts sehen. Herr Wälter meinte jedoch, er arbeite lieber an weniger idealisierten Gestalten, etwa in der Art der Zeichnungen von Käthe Kollwitz, aus denen die rauhe Wirklichkeit spricht. Mit der Vervollkommnung seiner Technik ging er dann zu Skulpturen und Reliefs über. Oftmals mußte ihm seine junge Frau Modell sitzen, oder er stellte sich selbst vor den Spiegel. Auch Motive aus der Hütte hat er gestaltet, so zum Beispiel einen Hochofenabstich in Reliefform. Ein bißchen Künstlerblut liegt wohl in der Familie: An den Wänden hängen Bilder, die sein Onkel gemalt hat. Wir fragten unseren Künstler woher er sein Rohmaterial bezieht? Das gibt es im Werk in der Steinfabrik oder im Thomaswerk.



Besser Steckenpferd als Amtschimmel

Es gibt eine nette Theater-Anekdote. Pathetisch seinen Shakespeare deklamierend, steht der Schauspieler auf der Bühne: „Ein Pferd, ein Pferd — ein Königreich für ein Pferd!“ Da tönt es aus den Rängen: „Darf es nicht auch ein Esel sein?“; darauf der schlagfertige Schauspieler: „Bitte sehr, kommen Sie ruhig auf die Bühne“. Schallendes Gelächter. Hätte der vorwitzige Zuschauer gerufen: „Darf es nicht auch ein Steckenpferd sein“, sicherlich wäre der schlagfertige Schauspieler in Verlegenheit gekommen, ein treffendes Bonmot zu finden.

Ein Steckenpferd ist eben keine Eselei. Ein Steckenpferd zu reiten ist das genaue Gegenteil vom Amtsschimmelreiten. Beide vom Volksmund geprägten Ausdrücke charakterisieren zwei auseinanderklaffende Welten, zwei menschliche Grundhaltungen, zwei unvereinbare Auffassungen von der Lebensgestaltung des einzelnen. Wer heute bewegt Klage über die zu starke Einflußnahme des „Amtlichen“ auf das persönliche und private Leben des einzelnen führt und meint, das liege „im Zuge der Zeit“, der möge über ein Goethe-Zitat aus dem Faust nachdenken: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist.“ Es ist im Grunde eines jeden von uns Geist, den wir als Geist der Zeit bezeichnen. Aber nicht nur unsere Einstellung zur Gemeinschaft, zu Staat und Gesellschaft, ist „(amts-)schimmelig“, im gleichen Maße ist es unsere Einstellung zu unserem persönlichen und vorab beruflichen Tun. Wir „gehen ganz in unserem Beruf auf“, sind immer „im Dienst“, sind unentbehrlich, es geht nicht ohne uns — und

wie der unbegründeten Schlagworte unserer gehetzten Zeit mehr sind. Wer sind jene, die heute den Mut haben, ein Steckenpferd zu reiten? Trotz leisem Lächeln ihrer Umwelt. Es sind Menschen wie du und ich. Menschen, die ihre täglichen Aufgaben ernst nehmen, aber nicht so „tierisch“ ernst, daß sie ganz und gar in ihnen „aufgingen“. Sie reservieren sich in ihrem von Berufspflichten ausgefüllten Alltag die schöpferische Stunde zum „Atemholen der Seele“, Es sind jene Leute, über die mir einmal ein Kollege ins Stammbuch schrieb: „Bettler, Tor oder Weiser, Herrschender, Dienender gleich — jeder von uns ist Kaiser in seinem heimlichen Reich.“

Ob sie in ihrer stillen Stunde musizieren oder malen, bildhauen oder basteln, sammeln oder schreiben, immer tun sie etwas dem Notwendigen entferntes, etwas, das ihnen Freude bereitet, haben ihre Liebhaberei. Sie finden sich in der von ihnen selbst gebauten kleinen Welt der schöpferischen Dinge bestätigt, und das gibt ihnen Kraft für das „Muß“ ihres sonstigen täglichen Tuns, vor allem für ihren Beruf. Sie werden durch ihr „hobby“ — wie man das Steckenpferdreiten modern nennt — zufriedener, ruhiger, selbstsicherer und nicht zuletzt im täglichen Umgang angenehmere Zeitgenossen.

Das Steckenpferdreiten kann nicht erlernt werden, es bedingt Naturtalent. Es ist aber bei weitem auch nicht so schwer, daß man eine „Reitanweisung für hobby-isten“ brauchte. „Drum auf, Kameraden, aufs Steckenpferd ...“ Wir sind gewiß, daß die Steckenpferdreiter die Amtsschimmeligen um Steckenpferdlänge schlagen werden — im Beruf und im Leben.



Das Foto links zeigt Heinz Kalisch mit Pinsel und Palette vor der Staffelei. Er ist Künstler nach Begabung und Neigung. Gerne hätte er sich ausschließlich diesem Beruf gewidmet, wenn die Verhältnisse günstiger gewesen wären. Als gelernter Maschinenschlosser spezialisierte er sich auf Turbinen und kam mit den Turbinen von BBC zur Westfalenhütte. Für den heute 41jährigen war das Zeichnen und Malen Liebhaberei seit der frühesten Kindheit. Zwei Jahre lang unterbrach er seine eigentliche Berufslaufbahn, um bei Professor Tombröck in Dortmund zu studieren. Er war dort in der Zeichenklasse und hatte sich vor allem der graphischen Kunst verschrieben. Das ging aber nur solange gut, als Herr Kalisch Jungeselle war. Mit der Heirat galt es, wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, und so wurde das Zeichnen zur Freizeitbeschäftigung. Von der Vorliebe für die Graphik zeugen Illustrationen zu Dichterwerken, wie Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ oder Bindings „Opfergang“, mit feinen Federstrichen ausgeführt. Aber auch die Wasserfarben haben es unserem Künstler angetan. Aus flüchtigen Skizzen, die am Sonntag oder im Urlaub nach der Natur entworfen werden, entstehen farbenfrohe Landschaften in Aquarell. Besonders gefielen uns auch Versuche auf feuchter Leinwand, bei denen alle Konturen verschwimmen und die Farben zu eigentümlicher Wirkung kommen. Heinz Kalisch hat auch schon für das Mitteilungsblatt der Westfalenhütte und für die „Welt der Arbeit“ Beiträge geliefert. Aber im übrigen gehört ein verkaufte Bild zu den Seltenheiten. Kaufmännisches Talent ist nicht seine starke Seite. Die räumlichen Verhältnisse sind beengt. Die Palette und der Tisch mit den Malsachen — das Ärgernis in den Augen der ordnungsliebenden Gattin — stehen in einem Winkel der Küche. Dort hängen auch verschiedene Aquarelle und Zeichnungen an den Wänden; darunter eine reizende kleine Skizze des Töchterchens aus dem Jahre 1949 auf Nachkriegspapier. Heute ist die kleine Veronika sieben Jahre alt und malt mit der gleichen Begeisterung wie ihr Vati. Mit der Zeit wird sie es sicher auch noch mal zu etwas bringen, wenn sie mit Eifer bei der Sache bleibt.



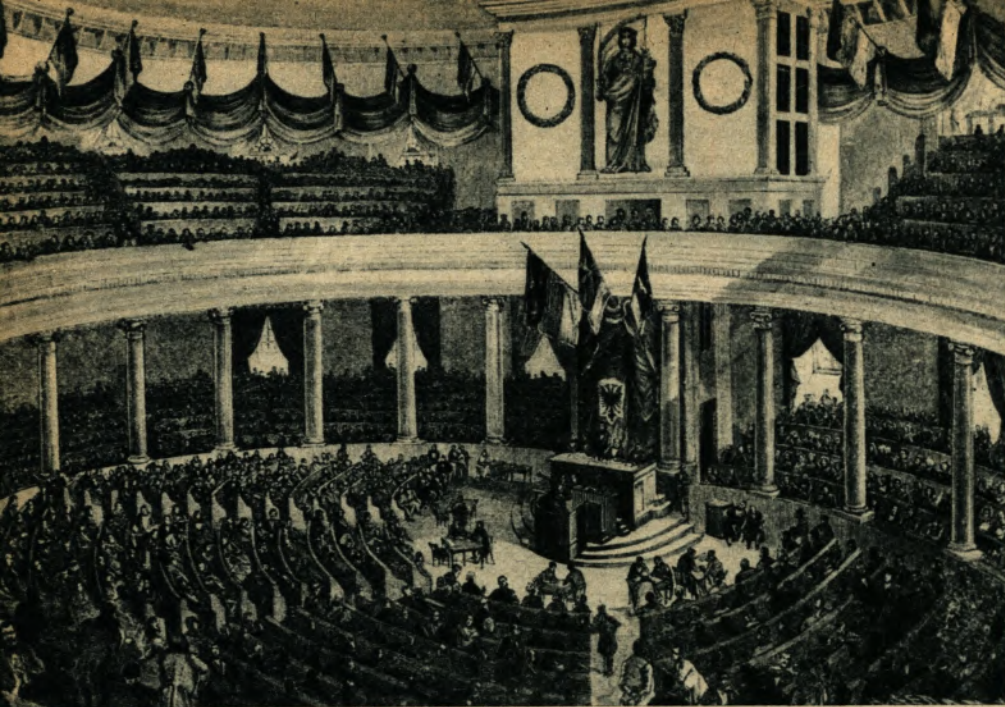
Auch Konrad Hassenpflug, der als Gärtner die Hoesch-Anlagen betreut, hat sich mit Leib und Seele den Farben und dem Pinsel verschrieben. Bei ihm ist die Malerei ein wirkliches Steckpferd. Denn er hat keinerlei Ausbildung genossen. Schon in der Schule entdeckte er seine Vorliebe zum Zeichnen und Malen. Nach der Währungsreform versuchte er sich in Öl, das ihm zum bevorzugten Ausdrucksmittel wurde. Er zeichnet nichts vor, sondern geht gleich mit dem Pinsel auf die Leinwand. Wir sahen eine Gebirgslandschaft und einen farbenfrohen Blumenstrauch von ihm. Zu den Blumen hat er ja als Gärtner ein besonderes Verhältnis. Als alter Marinemann liebt er aber auch sehr die See und ihre Menschen. Beide bieten ihm eine unerschöpfliche Quelle von Motiven. Bisweilen greift er auch zu den Buntstiften. An weiterer Fortbildung ist ihm wenig gelegen, weil er nicht den Ehrgeiz besitzt, ein großer Meister zu werden. Seine Liebhaberei hat ihm daheim zu schönem Wandschmuck verholfen und erspart ihm bei entsprechenden Ge-

legenheiten kostspielige und unpersönliche Geschenke. Wenn der heute Drei- unddreißigjährige in einer Ecke seiner Wohnung malt, dann braucht er nicht einmal eine Staffelei dazu. Die Malerei ist aber nicht das einzige Hobby von Konrad Hassenpflug. Seine Frau kann den Gästen mit berechtigtem Stolz einen Radioschrank mit Bar, Aquarium und Bücherregal zeigen, die ihr Gatte selbst getischelt hat. So verhelfen ihm seine Liebhabereien nicht nur zu einer sinnvollen Gestaltung der Freizeit, sondern auch zu allerlei nützlichen Gegenständen für die Wohnungseinrichtung.

Auf zum **STECKENPFERD-TURNIER**



Im Spätsommer - nach der allgemeinen Ferien- und Urlaubszeit - wollen wir ein großes Steckpferd-Turnier veranstalten, bei dem wir die besten Arbeiten unserer Kollegen öffentlich zeigen. Wir machen schon jetzt darauf aufmerksam, um genügend Zeit für entsprechende Vorbereitungen zu lassen. Die Ausstellung soll einen Überblick über das Laienschaffen innerhalb unseres Unternehmens auf dem Gebiet der Malerei, Plastik, Graphik, Bastelei geben und Sammlungen oder schriftstellerische Arbeiten zeigen. Mit der Ausstellung ist eine Preisverteilung verbunden. Die Preise geben wir rechtzeitig vor Ausstellungsbeginn bekannt. Wir bitten, uns bis zum 1. Juni 1955 mit einer Postkarte von der Absicht zu verständigen, an der Ausstellung teilzunehmen. Die Ausstellungsstücke selbst werden wir zwischen dem 15. und 30. August 1955 anfordern oder abholen lassen. Selbstverständlich werden die besten Arbeiten in „Werk und wir“ veröffentlicht und die Namen der Preisträger bekanntgegeben.



VERTRETER DES GANZEN VOLKES

100 Jahre deutscher Parlamentarismus
von der Paulskirche bis zum Bundestag

Demokratien sind nicht ohne Parlamente, Parlamente nicht ohne Parteien zu denken, den es ist noch keine Möglichkeit aufgezeigt worden, wie anders als durch Parteien und ihre Vertreter man den Willen des Volkes erforschen und in die Tat umsetzen wollte. Eine Demokratie aber wird erst dann stark und voller Leben sein, wenn der Staatsbürger, seiner Verantwortung dem Ganzen gegenüber bewußt, das politische Geschehen aufmerksam und kritisch verfolgt. Dazu gehört, daß er den Abgeordneten kennt, der im Parlament seinen Wahlkreis vertritt, also im vollen Sinne des Wortes „sein“ Abgeordneter ist. Wir freuen uns, daß wir heute für eine besinnliche Stunde in der Zeit zwischen den Jahren unseren Lesern — und natürlich vor allem unseren Belegschaftsmitgliedern — die Abgeordneten in Bild und Wort vorstellen können, die die Wahlkreise im Bundestag vertreten, in denen unsere Werke liegen. Wir danken auch an dieser Stelle allen Abgeordneten für ihr freundliches Entgegenkommen und für das Verständnis, das sie unserer Arbeit entgegengebracht haben. Unsere Darstellung und unser Wunsch, sich mit den politischen Fragen und mit den eigenen Abgeordneten zu beschäftigen, soll nicht dazu auffordern, dem Abgeordneten die letzten persönlichen Dinge, die häßlichsten Widerwärtigkeiten des Alltags, die in letzter Instanz verlorenen Mietstreitigkeiten und Ehescheidungsprozesse zum Beispiel vorzutragen. Wir wissen, daß jeder Abgeordnete allen Mitbürgern seines Wahlkreises jederzeit zur Verfügung steht, aber es sollten ihm, der ohnehin schon so belastet ist, nur die Dinge vorgebracht werden, die über den Einzelfall hinaus auch Bedeutung für die Allgemeinheit haben. In diesem Sinne kann auch eine unglückliche Rehtensache, um nur ein Beispiel zu nennen, von Allgemeininteresse sein, wenn sie darauf beruht, daß ein Gesetz schlecht ist. Denn Gesetze, die unser Leben gestalten, können wiederum nur die Abgeordneten ändern. Wir leiten unseren Bericht ein mit einer Darstellung unseres parlamentarischen Lebens in den letzten hundert Jahren. Wir lassen ihn ausklingen mit einer Ehrung unseres verstorbenen Bundestagspräsidenten Hermann Ehlers.

So schildert ein Zeitgenosse die erste deutsche Nationalversammlung, die 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammentrat:

„Den Altar überdeckte man mit einem Vorhange und die darüber befindliche Orgel mit dem Gemälde einer Germania. Von wo der Priester den Segen gesprochen hatte, dahin ward der Sitz des Präsidenten gepflanzt, die Kanzel in eine Rednerbühne verwandelt und der Kirchendiener Meyer ließ sich einen Schnurrbart wachsen. Diese geringen Veränderungen, denn auch der Meyersche Schnurrbart gehört nicht zu den bedeutendsten Erscheinungen, reichten hin, um die geräumigste Kirche Frankfurts, die Paulskirche, in das größte Parlamentshaus Deutschlands und den Küster in einen Huissier (Saalwärter) umzugestalten. So sehr hatte der kirchliche Baumeister der politischen Zukunft vorgearbeitet. Es ist Vormittags ein Viertel nach neun Uhr und die Paulskirche zur Sitzung eröffnet. Aber auf den Bänken der Abgeordneten sieht es vor der Hand noch sehr leer aus. Nur einzelne Plätze sind belebt, ein Abgeordneter erpreßt Unterschriften zu einem Antrage, den er alsdann stellen will, ein Anderer durchliest noch einmal den Bericht, womit er alsbald die Tribüne zu betreten hat, ein Dritter zieht ein Zeitungsblatt oder eine Karikatur aus der Mappe und legt sich daneben Papier und Feder zu einem Briefe zurecht. Selbst die Parlamentsmitglieder, die mit dem Schläge neun erschienen sind, um in der Reihenfolge der heutigen Redner die vorderste Linie in Beschlag zu nehmen, sind wieder hinaus an die Thüre, wo sie ihre Cigarre zu Ende rauchen.

Aber auf die Nachricht: „Die Sitzung ist eröffnet, das Protokoll wird verlesen!“ brechen die draußen Harrenden allmähig auf, und die Zeit ist da, wo durch alle Thüren die Abgeordneten immer zahlreicher quellen.

Vom Osteingange kommen die Angehörigen der rechten Seite des Hauses: strenge Soldatengesichter, aristokratisch feine Mienen aus wohlgestützten Bärten und Atlasbinden herausschauend, priesterliche Würdenträger in ernst gemessener Haltung, tabaksdurchröcherte, studiendurchwachte Gelehrtenphysiognomien, des Befehls gewohnte Beamtete und Gutsherren, überhaupt Leute von bedeutendem Besitz. Die Thüre von Norden her, die zu den Centren führt, sieht ein ähnliches Publikum eintreten, aber ein jüngerer, und das ist nicht bloß von den Jahren zu verstehen. Der Kaufmann heißt hier noch nicht „Geheimer Commerzienrath“, anstatt hoher Staatstitel herrscht die einfache Bezeichnung Advokat, Arzt, Professor vor und in weißer Wäsche und glatten Manieren ein anmuthiges Behagen in modern gesellschaftlicher Form. Auf der Westseite verschwindet plötzlich der Handschuh und ist der salon-

fähige Rundhut unerhört. Auch die Begrüßungen werden in jenem burschikosen Kurzstyle abgethan, in welchem ein Nicken die Verneinung, ein Zuruf von Weitem das annähernde Compliment verbannt. Von der Westseite tritt die gemischte Gesellschaft der Allerlinksten ein, darunter manche struppige, manche ungeschlachte und selbst verwilderte Gestalt.“

Mit heimlichem Schmunzeln verfolgen wir die Züge dieser spitzen Feder, die einem Karikaturisten Ehre machen würde, und stellen Vergleiche an mit dem Bild einer Sitzung des Bonner Bundestages, das so ganz anders aussieht. Wie hat sich doch das Gesicht unseres Parlaments gewandelt in den hundert Jahren! Wir wollen versuchen, den Weg des deutschen Parlamentarismus seit 1848 zu verfolgen und dabei unser besonderes Augenmerk auf die Stellung der Abgeordneten als der gewählten Vertreter des Volkes richten.

Einziger rechtmäßiger Souverän: Das Volk

Es ist nicht immer so gewesen, daß die Abgeordneten vom Volke gewählt werden. Als die unumschränkte Gewalt der Herrscherhäuser zu wanken begann, da wurden Vertreter der Stände berufen, um gegenüber der Allgewalt des Monarchen die Interessen ihres jeweiligen Standes zu wahren. Diese Vertreter des Adels, der freien Städte und der Geistlichkeit kamen zusammen, um die Ausgaben zu bewilligen, die nicht durch Hoheitsrechte und andere Einkünfte des Fürsten gedeckt werden konnten. Sie waren aber keine Abgeordneten in unserem heutigen Sprachgebrauch, weil sie nicht vom Volke gewählt, sondern von den Ständen entsandt worden waren. Wie jeder Beauftragte waren sie streng an die Weisungen ihrer Auftraggeber gebunden. Sie konnten nichts von sich aus beschließen, sondern mußten bei jeder Änderung der Lage neue Instruktionen ihrer Auftraggeber einholen. Erstmals in der französischen Revolution — wenn wir von England und seinen alten demokratischen Einrichtungen absehen — wurde in der Neuzeit dieses Prinzip durchbrochen. Man bestritt den Vertretern der Stände das Recht, im Namen des Volkes zu sprechen. Gleichzeitig leugnete man die Souveränität des Königs. Die Feststellung, daß das Volk der einzige rechtmäßige Souverän sei, war die Geburtsstunde, die Wiedergeburt der Demokratie, wörtlich übersetzt: die „Herrschaft des Volkes“. Da aber nicht das ganze Volk unmittelbar an der Ausübung der Herrschaft teilnehmen kann, schuf man die Versammlung, die die gewählten Vertreter des Volkes vereinte. Diese „Nationalversammlung“ handelte stellvertretend für das ganze Volk, wählte die Regierung, beschloß die Gesetze und überwachte deren Ausführung und die

Regierung. Darum durften ihre Mitglieder an keine Weisungen von irgendwelcher Seite gebunden sein, sie mußten vielmehr als Vertreter des ganzen Volkes unbedingte Entscheidungsfreiheit haben. Nur so konnten sie das Vertrauen rechtfertigen, das die Wähler in sie gesetzt hatten.

Parlament der Professoren

Die Gedanken der französischen Revolution fanden bald in ganz Europa lebhaften Widerhall. Auch in Deutschland kam es zu Unruhen und endlich — 1848 — zur Berufung der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. Unter den Männern, die dort zusammenkamen, waren viele Persönlichkeiten, deren Namen einen guten Klang hatten. Unter ihnen befanden sich Gelehrte, Dichter und Philosophen — wie Uhland, Grimm, Arndt und andere; mit einigem Recht konnte man von einem „Parlament der Professoren“ sprechen. Diese Abgeordneten waren nicht auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei gewählt worden; sie verdankten ihr Mandat ihrem persönlichen Ansehen und ihrer aufrechten Gesinnung. Sie alle waren von einem hohen Streben und großen Idealen beflügelt, doch über den Weg zur Einigung Deutschlands bestanden tiefgehende Meinungsverschiedenheiten. So bildeten sich in der Nationalversammlung Gruppen gleichgesinnter Abgeordneter, die vor den Sitzungen Absprachen trafen und sich auch sonst durch Beifallkundgebungen unterstützten. Da waren die „Kleindeutschen“, die dem Königreich Preußen die Führung bei der Neugestaltung des Reiches zuerkennen wollten, und die „Großdeutschen“, die die traditionsgemäße Vorherrschaft Österreichs forderten. Da gab es „Monarchisten“, die einem Kaiser die Lenkung der Geschicke Deutschlands anvertrauen wollten — beschränkt allerdings in seiner Macht durch das Parlament —, und „Republikaner“, die nach dem Vorbild der französischen Revolution jegliche Form der Monarchie ablehnten. Aus solchen Gruppenbildungen in der Nationalversammlung entstanden die Parteien.

Die Paulskirche kann für alle Zeiten Vorbild sein, so lange sittlicher Ernst und Rednergabe den Parlamentarier zielt. Aber alle Mühen um eine Neugestaltung des deutschen Reiches scheiterten an den geschichtlich gewachsenen, machtmäßigen Realitäten. Die Macht lag fest in den Händen der Fürsten, und diese dachten nicht im Traume daran, sich Einschränkungen in ihren Befugnissen gefallen zu lassen. Nachdem der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die ihm vom Frankfurter Parlament angebotene deutsche Kaiserkrone voll Verachtung abgelehnt hatte, war das Werk der Männer in der Paulskirche zum Scheitern verurteilt. Damals schrieb Friedrich Wilhelm IV. an seinen Freund, den Gesandten von Bunsen: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten; Adieu!“

Der Weg nach Weimar

Doch der Gang der Geschichte war nicht aufzuhalten. Als das Reich 1871 gegründet wurde, konnte Bismarck nicht auf einen Reichstag als Vertretung der deutschen Nation als Einheit verzichten. Der Reichstag war aus allgemeinen, geheimen und direkten Wahlen hervorgegangen. Die Verfassung des deutschen Reiches, die manches aus der Frankfurter Verfassung von 1849 übernahm, legte auch die Rechte und Pflichten der Abgeordneten fest. Doch war man noch weit von dem Ziel einer souveränen Volksvertretung entfernt. Stärker als der Reichstag war der Bundesrat, in dem die Vertreter der



Die feierliche Eröffnung des Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888

Fürstentümer saßen; denn das Bismarcksche Reich war ein Bund von Einzelstaaten. Auch die Regierung war weitgehend unabhängig von der Kontrolle des Reichstags.

Erst der Zusammenbruch des Kaiserreiches im Jahre 1918 brachte den endgültigen Umschwung. Friedrich Ebert begrüßte die Nationalversammlung in Weimar am 6. Februar 1919 als „den höchsten und einzigen Souverän in Deutschland“. Das war der Beginn der ersten parlamentarischen Demokratie in Deutschland, da die Nationalversammlung, aus der später der Reichstag hervorging, zum Träger der Staatsgewalt erklärt wurde. Nach dem Grundsatz der Verhältniswahl wurden die Reichstagsabgeordneten über die Parteien gewählt, die nach ihrem Anteil an den abgegebenen Stimmen ihre Listekandidaten in die Nationalversammlung und später in den Reichstag entsandten. Die Zusammensetzung des Parlaments hatte sich gegenüber 1871 erheblich verändert. Am stärksten waren zunächst die Mehrheitssozialisten vertreten, deren Programm Bismarck so entschieden bekämpft hatte, und die 1919 in der Nationalversammlung 163 von 421 Sitzen erhielten.

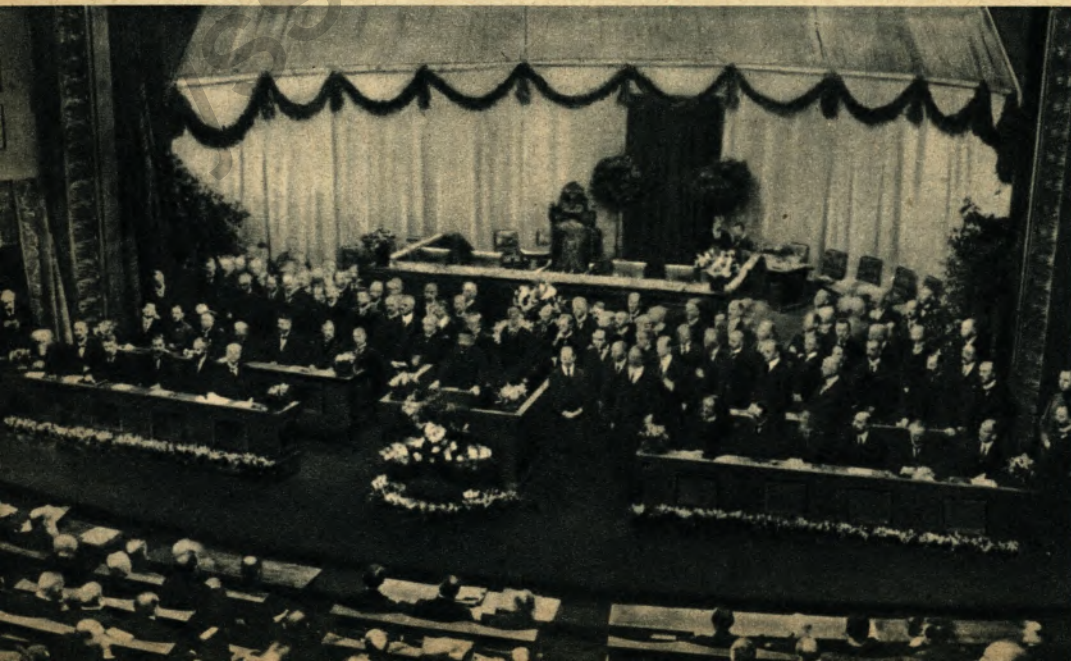
Die Verfassung von Weimar galt als eine der besten der Welt. Dennoch konnte sie den Aufstieg radikaler Gruppen und Parteien nicht verhindern, die der demokratischen Staatsform entschiedenen Kampf angesagt hatten. Diesen Feinden der Demokratie gelang es, jede fruchtbare Arbeit im Parlament zu lähmen und schließlich die Demokratie mit ihren eigenen Mitteln zu beseitigen. Man sollte sich sorgfältig überlegen, ob man von einem Versagen der demokratischen Parteien sprechen will, und sich fragen, ob die Parteien und die Parlamentarier der Weimarer Republik versagten oder die Wähler, die den Radikalismus von links und von rechts groß machten.

Unter Hitler wurden die Sitzungen des Reichstags zu einer entwürdigenden Farce und die Abgeordneten zu reinen Befehlsempfängern degradiert. In Anspielung auf die einzig gebliebene Aufgabe des Absingens der Nationalhymnen nannte man den Hitlerschen Reichstag spöttisch „den teuersten Gesangsverein Deutschlands“. Wie teuer aber dieser Gesangsverein und sein verbrecherischer Meister dem ganzen deutschen Volke zu stehen kamen: das weiß ein jeder, zumindest seit 1945.

Demokratie von unten her

Aber der Geist der Paulskirche überdauerte auch die schwärzeste Epoche der deutschen Geschichte und den totalen Zusammenbruch aller Staatsgewalten. Männer, die der Nationalsozialismus ins Exil geschickt oder zur Tatenlosigkeit unter ständiger Bespitzelung verurteilt hatte, übernahmen unter den schwierigsten Bedingungen die Verantwortung in dem besetzten und geteilten Deutschland. Unter unsäglichen Mühen, die heute schon wieder so leicht vergessen werden, begann der Wiederaufbau der Demokratie von unten her, von den kleinsten Gebilden der sozialen Ordnung, den Gemeinden, ausgehend. Alle diese Bemühungen fanden ihre Krönung im Sommer 1949 in der Wahl zum deutschen Bundestag, die wieder nach den alten Prinzipien

6. Februar 1919: Friedrich Ebert vor der Nationalversammlung in Weimar





1953: Im neuen Plenarsaal des Bonner Bundeshauses ist der zweite Deutsche Bundestag zusammengetreten, um den Bundeskanzler zu wählen.

westlicher Demokratie erfolgte. Vergessen wir aber nicht die 18 Millionen Deutschen, denen die tragische Teilung Deutschlands verwehrt an dieser Wahl teilzunehmen. Auch in ihrem Namen, die am 17. Juni 1953 der ganzen Welt ihren Protest gegen die Tyrannei kundgetan haben, beschließt und handelt der einzige aus wirklich freien Wahlen hervorgegangene deutsche Bundestag. Wieder hat sich sein Gesicht gegenüber dem Reichstag von 1919 entscheidend gewandelt. Neben der Christlich-Demokratischen Union (CDU), die seit 1949 ununterbrochen die wichtigste Regierungspartei ist, bildet die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) die stärkste Fraktion; daneben haben wir die Freie Demokratische Partei (FDP), die Deutsche Partei (DP), den Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) und hatten wir (nicht mehr im 2. Bundestag) das Zentrum und die KPD. Die radikalen Gruppen der Linken und der Rechten sind zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilt worden. An die Stelle der reinen Verhältniswahl ist eine Kombination von Mehrheits- und Verhältniswahl getreten, bei der ein Teil der Abgeordneten in direkter Wahl in einem Wahlkreis gewählt wird und der andere Teil über die Landeslisten der Parteien in den Bundestag gelangt.

Der Abgeordnete zwischen Entscheidungsfreiheit und Parteidisziplin

Zwei Artikel des Grundgesetzes sind entscheidend für die Stellung des Abgeordneten im Bundestag. In Artikel 38 heißt es: „Die Abgeordneten des deutschen Bundestages werden in allgemeiner, unmittelbarer, freier, gleicher und geheimer Wahl gewählt. Sie sind Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und nur ihrem Gewissen unterworfen.“ Artikel 21 besagt, daß die Parteien bei der politischen Willensbildung des Volkes mitwirken. Daraus folgt, daß die Abgeordneten nicht wie einst Vertreter bestimmter Stände oder Gruppen sind noch sein dürfen. Unabhängig von dem Berufsstand, aus dem sie kommen, und unabhängig von Sonderwünschen der Wähler ihres Wahlkreises sind sie berufen, das ganze Volk zu vertreten. Sicherlich wird niemand dem Abgeordneten verwehren, sich für die Belange eines Berufsstandes oder eines Wahlkreises einzusetzen, soweit er sie für berechtigt hält; aber alle Sonderinteressen müssen sich dem höheren Gemeinwohl unterordnen, dessen Wahrung eine Gewissenspflicht für alle Abgeordneten bedeutet. Der klare Wortlaut des Artikels 38 verbietet jeden Versuch einer bindenden Verpflichtung des Abgeordneten zugunsten irgendwelcher Interessentengruppen. Dazu steht in scheinbarem Widerspruch die Tatsache, daß der Abgeordnete Weisungen seiner Partei entgegennimmt und sich daran gebunden fühlt. Ausdrücklich legt erstmals das Grundgesetz die Aufgabe der politischen Parteien in Artikel 21 fest: danach sind die Parteien berufen, bei der politischen Willensbildung des Volkes mitzuwirken. Dies geschieht schon bei der Wahl der Abgeordneten. Denn in aller Regel ist es die Partei, die den Wählern einen Kandidaten vorschlägt und für seine einwandfreie Gesinnung und seine Fähigkeiten bürgt. Der Großteil der Wähler wählt auch nicht so sehr die Persönlichkeit des Kandidaten als vielmehr das Programm seiner Partei. Dies ist besonders bei denjenigen Kandidaten der Fall, die erst über die Landesliste auf indirektem Wege in das Parlament einziehen. Hat der Abgeordnete nach seiner Wahl seine Arbeit im Parlament aufgenommen, schließt er sich im Bundestag mit den Abgeordneten seiner Partei zu einer Arbeitsgemeinschaft, der Fraktion, zusammen. Dies erwarten sogar seine Wähler von ihm. Da diese Ziele der Parteien und ihrer Wähler oft nur gegen den Widerstand anderer Gruppen im Parlament durchzusetzen sind, mag es manchmal notwendig sein, die Abgeordneten einer Partei im Fraktionszwang, der bei keiner Fraktion grundsätzlich von vornherein besteht, sondern nur von Fall zu Fall aus besonders wichtigem Anlaß beschlossen wird, einer strengen Parteidisziplin zu unterwerfen. Dieser Fraktionszwang

geht jedoch nie so weit, daß er den Abgeordneten zu einer Entscheidung gegen sein Gewissen zwingt. Stellt der Abgeordnete Bedenken im einzelnen vor der grundsätzlichen Entscheidung zurück, so kann man nicht von Gewissenszwang sprechen. Dazu sagt der Bundespräsident Heuss: „Niemand muß sich einem Zwang beugen. Wenn er es tut, das heißt praktisch, wenn er sich dem Beschluß einer Fraktionsmehrheit unterwirft, den er sachlich und taktisch für falsch hält, dann gibt er dem Gesetz der Demokratie, dessen Wirkung er für das Allgemeine fordert, auch im begrenzten Rahmen Geltung.“ Hält der Abgeordnete dagegen einen Fraktionsbeschluß für völlig unvereinbar mit seiner Überzeugung, so steht es ihm jederzeit frei, sich von der Fraktion zu trennen. Seine Partei kann ihn in diesem Falle nicht vorzeitig zur Niederlegung seines Mandats zwingen. Damit ist verfassungsrechtlich die Entscheidungsfreiheit der Abgeordneten gewahrt.

Die Ausschüsse: Plattform echter Diskussion

Über die Plenarsitzungen hinaus gibt es für den Abgeordneten zahlreiche Gelegenheiten, seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Im heutigen Parlamentarismus sind die Fraktions- und Ausschußberatungen meistens wichtiger als die Plenarsitzung. Wohl keine Parteimeinung ist von vornherein einheitlich. Sie bildet sich im rednerischen Kampf der Fraktionssitzung durch eine offene Aussprache. Hier wie in den Ausschußsitzungen, wo die Einzelfragen verhandelt werden, hat der einzelne Abgeordnete ausreichend Gelegenheit, seine Meinung vorzutragen, und dies wohl vor allem dann, wenn er für ein bestimmtes Gebiet als Fachmann auftreten kann. In diesen Sitzungen im kleineren Kreis, werden Argumente und Gegenargumente sachlich gegeneinander abgewogen. Im Plenum kommt es dann oft nicht mehr zu einer echten Diskussion, weil die Argumente des Gegners bereits bekannt sind, und die Debatte erschöpft sich häufig in einer Verteidigung des eigenen Standpunktes vor den Augen der Öffentlichkeit. In allen Ländern der Erde sind die Fenster der Parlamente sehr groß — und verlockend für die Redner. Neben der Arbeit im Parlament und in den Ausschüssen wird der Abgeordnete bemüht sein, mit den verschiedenen Wählergruppen seines Wahlkreises in Verbindung zu bleiben, um Wünsche und Kritik entgegenzunehmen und Aufklärung zu geben, wo diese erforderlich ist. Wegen des Umfangs dieser Tätigkeit kann er meist nicht mehr seinem früheren Beruf nachgehen. Vor allem muß er finanziell unabhängig sein. Daher erhält er eine monatliche Entschädigung, sowie Tagegelder für die Sitzungen an denen er teilnimmt. Die Immunität schützt den Abgeordneten vor Strafverfolgung, die nur mit Genehmigung des ganzen Parlaments eingeleitet werden kann; diese Bestimmung entstand in einer Zeit, als es nötig war, den einzelnen Abgeordneten und damit die ganze Arbeit des Parlaments vor der Willkür der Fürsten und ihrer Schergen zu schützen. Die Strafverfolgung ist nur ausgesetzt bis zum Ende der Wahlzeit.

Die gravitatische Feierlichkeit und die würdevolle Gemessenheit der Paulskirche ist sachlicher Arbeit in nüchterner Atmosphäre gewichen. Nicht mehr wie damals unterscheidet sich die eine Seite des Hauses von der anderen durch Bildung oder durch das Äußere. Der gehetzte Abgeordnete von heute, der Referate für Ausschußsitzungen vorzubereiten und eine Fülle von Briefen zu erledigen hat, kann es sich nicht mehr leisten, in aller Gemütsruhe Karikaturen zu betrachten und der Glocke des Präsidenten zu harren. Die Fülle der Probleme, die es zu bewältigen gilt, ist fast unübersehbar angeschwollen, so daß es Mühe kostet, sich über alle zur Debatte stehenden Fragen ein eigenes Urteil zu bilden.

Was aber geblieben ist, das ist das Gefühl der sittlichen Verpflichtung gegenüber einer Aufgabe, die dem Wohl des ganzen Volkes gewidmet ist.

Gewählt wurden zum 2. Deutschen Bundestag ...

... in direkter Wahl in jenen Wahlbezirken, in denen sich Werke von uns befinden, die Abgeordneten, die wir auf dieser und den nachfolgenden Seiten vorstellen.

Wahlkreise 115, 116, 117 Dortmund I, II, III: Hoesch Werke AG · Westfalenhütte AG · Hoesch Bergwerks AG · Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund Drahtseilwerke GmbH · Becke-Prinz GmbH, Dortmund Hoesch Eisenhandel mbH · Hoesch Kohlenhandel GmbH · Hoesch Export GmbH. Wahlkreis 124 Altena-Lüdenscheid: Hohenlimburger Walzwerke AG. Wahlkreis 114 Hagen: Schmiedag AG Hagen. Wahlkreis 121 Meschede-Olpe:

Zweigwerk Ruegenberg-Olpe. Wahlkreis 119 Iserlohn-Stadt und -Land: Becke-Prinz GmbH, Hemer. Wahlkreise 75, 76 Wuppertal I, II: Trierer Walzwerk AG, Wuppertal-Langerfeld. Wahlkreis 154 Trier: Trierer Walzwerke AG, Trier. Wahlkreis 97 Münster-Stadt und -Land: Hiltruper Röhrenwerk GmbH, Hiltrup. Wahlkreis 113 Ennepe-Ruhr-Witten: Dörken AG, Gevelsberg. Wahlkreis 127 Kassel: Werk Federstahl Kassel.

Dr. Walter Menzel (Wahlkreis 115 · Dortmund I · SPD)

Da erschien er nun in der politischen Arena auch auf Bundesebene, als der erste Deutsche Bundestag 1949 in Bonn zusammentrat: Dr. Walter Menzel, stellvertretender Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen und Minister des Innern, gewählt als sozialdemokratischer Abgeordneter über die Landesergänzungsliste Nordrhein-Westfalen. Im „Handbuch des Bundestages“ hieß es über seinen Werdegang: „Studium der Rechts- und Staatswissenschaften und der Volkswissenschaften, Referendar- und Assessorexamen im preußischen Justizministerium, Amtsrichter, Regierungsassessor, Landrat, Rechtsanwalt und Notar.“ 48 Jahre alt war Menzel damals.

Diesem Walter Menzel ging ein großer Ruf als Verfassungshüter voraus, was er als Innenminister seines Landes öfter unter Beweis gestellt hatte. In Staats- und Sicherheitsfragen war er bald der Wortführer seiner Partei. Wenn der mittelgroße Mann eiligen Schrittes durch den Saal geht, wirkt er wie jener Verwaltungschef, der niemals Zeit hat. Als parlamentarischer Sekretär der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion, der er seit zwei Jahren ist, als Staatssicherheits- und Verfassungsexperte und als Vorsitzender des Ausschusses zum Schutze der Verfassung ist er mit Arbeit weiß Gott überlastet. „Mein Arbeitstag fängt früh am Morgen an und endet meist erst nach Mitternacht“, stellt Menzel schlicht und einfach fest, als wäre es das selbstverständliche von der Welt, daß ein Bundestagsabgeordneter so viel zu tun hat. „Der Schutz der verfassungsmäßigen Grundrechte gehört zu den ersten Pflichten und Aufgaben des Staates. Dafür immer Sorge zu tragen, halte ich für meine größte Pflicht als Vorsitzender des Bundestagsausschusses zum Schutze der Verfassung.“ Er spricht unmittelbar den Menschen an, und immer werden die ethischen Überzeugungen sichtbar, in denen die politische Arbeit Menzels wurzelt. Menzel ist ein stiller zurückhaltender Mann, bescheiden und frei von Eitelkeit. Kein Mann der starken Ellenbogen, aber ein Politiker, der sich Geltung und Anerkennung zu verschaffen weiß. Seit 1946 ist er auch Mitglied des Parteivorstandes der SPD.



Dietrich Keuning (Wahlkreis 116 · Dortmund II · SPD)

Dietrich Keuning ist eher trocken als brillant, dabei unantastbar korrekt. Dietrich Keuning, der Oberbürgermeister von Dortmund, Bundestagsabgeordneter und 45 Jahre alt, ist kein Boß und kein Feuerkopf. Er hat nicht das Profil des Kämpfers. Gerade deshalb ist er der ideale kommunalpolitische Repräsentant seiner Halbmillionen-Vaterstadt Dortmund. Keuning ist rechtschaffener armer Leute Kind, besuchte die Volksschule und ging in die Bauschlosserlehre. Er war ein aufgeschlossener, intelligenter, lernbegieriger junger Mann, war mit einem unverbildeten Verstand ausgestattet und bildete sich in Abendkursen selber fort. Er wurde Vorzeichner für Stahlkonstruktionen, besuchte mit 22 Jahren das Internat für Volkswirtschaft in Leipzig, ließ sich den Wind um die Nase wehen und wurde 1947 Betriebsratsvorsitzender im Dortmund-Hörder-Hüttenverein. 1949 wurde er als sozialdemokratischer Abgeordneter im Wahlkreis Dortmund II in den Bundestag gewählt. Nach dem Tode des unvergessenen Fritz Hensler im Vorjahre wurde er auch zum Oberbürgermeister von Dortmund berufen.

In Keuning ruht irgend etwas von der schöpferischen Kraft der Ruhrkumpels, die ihm zu dem fast kometenhaften Aufstieg verhalf, den er genommen hat. Im Bundestag ist seine Arbeit der wirtschafts- und sozialpolitischen Neuordnung gewidmet. Er ist Mitglied des Bundestagsausschusses gemäß Art. 15 des Grundgesetzes, jenes Artikels also, der Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel durch Gesetz in Gemeineigentum überführen kann. Keuning ist auch Mitglied des Wirtschaftspolitischen Ausschusses und des Ausschusses für Patentrecht und gewerblichen Rechtsschutz. „Mit den alten sozial- und wirtschaftspolitischen Vorstellungen muß man heute aufräumen“, ist Keunings Auffassung. „Die soziale Frage kann nicht verstummen, und es muß nach neuen Mitteln gesucht werden,

um der Lösung des Problems näherzukommen.“ Keuning macht sich immer Gedanken, als Oberbürgermeister von Dortmund und als Bundestagsabgeordneter, wie die soziale Situation zu erhellen ist. Er genießt nicht nur in seiner eigenen Partei großes Vertrauen, sein Wort hat auch als Oberbürgermeister einiges Gewicht.

Otto Dannebom (Wahlkreis 117 · Dortmund III-Lünen · SPD)

Der Bergmann Otto Dannebom aus Dortmund-Kley ist sich selber treu geblieben. Er hat auch als Bundestagsabgeordneter, als der er am 6. September 1953 im Wahlkreis Dortmund III-Lünen bereits zum zweiten Male gewählt wurde, sein Arbeitsverhältnis auf der Zeche Öspel (Harpener Bergbau AG) beibehalten. Durch diese enge Verbindung mit den schaffenden Menschen schöpft er, wie er nicht ohne Stolz bekennt, immer neue Kraft zur Lösung der sozialen Probleme. Damit bekundet er seine unerschütterliche Treue gegenüber dem Arbeiter, der auch er bleiben will. Die soziale Frage, die er so gelöst haben möchte, daß die Stellung des Arbeiters seiner menschlichen Würde entspricht, ist für ihn der Anfang und das Ende seiner parlamentarischen Tätigkeit. „An der Gestaltung einer gerechten sozialen Ordnung mitzuarbeiten, ist seit jeher mein Bestreben gewesen“, sagt Dannebom, der Mitglied des sozialpolitischen Ausschusses des Bundestages ist. „Leider ist durch die verschiedenen Änderungsgesetze die Gesetzgebung auf dem sozialpolitischen Sektor immer unübersichtlicher geworden. Aufgabe des zweiten Bundestages muß es sein, die schon lange fällige Reform der Sozialversicherung durchzuführen. Zwei Fragen sind von entscheidender Bedeutung: Soll der Rentner Beitrag zahlen? Soll der Rentner in der Krankenkasse bleiben, der er während seiner Berufsjahre angehört hat, oder soll er in die Ortskrankenkasse übergeführt werden?“ Mit diesen schwierigen sozialpolitischen Problemen beschäftigt sich Otto Dannebom im Bundestag. Er verfolgt diese Ziele bestimmt und beharrlich, aber nicht recht-haberisch. Er geht immer wieder in die Betriebe zu seinen Bergleuten, steht Rede und Antwort über sein Wirken in Bonn, debattiert und begründet, und selbst da, wo es bequemer wäre es nicht zu sagen, bringt er ein beträchtliches Maß von Zivilcourage auf, wenn es unpopuläre Dinge zu vertreten gilt.





Peterheinrich Kirchhoff (Wahlkreis 124 · Altena-Lüdenscheid · CDU)

Er ist ein beweglicher, sensibler, zuweilen auch impulsiver Kopf, auch eine anziehende und gewinnende Persönlichkeit. Wer ihn zum ersten Mal sieht, diesen ernstwirkenden Mann mit dem schütterten Haupthaar, der immer gut angezogen ist, könnte ihn für einen Gutsbesitzer halten, der lieber auf dem Lande lebt als im Bundestag über volkswirtschaftliche Fragen zu diskutieren. Peterheinrich Kirchhoff, der nun schon im 70. Lebensjahr steht, ist als Bauernsohn in Pasel bei Plettenberg geboren, in jenem Kreis also, den er heute als Bundestagsabgeordneter vertritt. Kirchhoff ist ein Self-made-man. Er wurde als Kaufmann ausgebildet, schlug dann aber die Beamtenlaufbahn ein. Seit 1918 ist er selbständiger Fabrikant, nicht ohne Erfolg, wie bekannt ist. In das politische Getriebe geriet Kirchhoff erst, als er 60 Jahre alt war. Der warmherzige, rührige Mann von vermittelnder, ausgleichender Wesensart, stellte sich nach dem Zusammenbruch seiner Heimatstadt selbstlos zur Verfügung, als Stadtvertreter, auch als Bürgermeister und als stellvertretender Landrat.

„Als Fabrikant und selbständiger Unternehmer interessieren mich vorwiegend wirtschaftliche Fragen.“ Er gehört dem Bundestagsausschuß für Geld und Kredit und für Sonderfragen des Mittelstandes sowie dem Arbeitskreis II der CDU-Fraktion an, in dem die Probleme der Wirtschaft behandelt werden. „Die Vorträge der Minister in den Ausschüssen sowie der Staatssekretäre ermöglichen es den Bundestagsabgeordneten, eine Ansicht und ein Urteil zu gewinnen. Ergänzt werden diese Vorträge durch Unterhaltungen mit Experten der freien Wirtschaft“, sagt Kirchhoff. Sein Handeln ist stets vom Verstand und vom rechten Empfinden kontrolliert, so daß er kaum zu unklugen und unüberlegten Handlungen kommen wird. Sein Rat ist in seiner Heimatstadt und in seiner Bundestagsfraktion gleichermaßen geschätzt.

Frau Dr. Luise Rehling (Wahlkreis 114 · Hagen · CDU)

Daß die Politik ein mühsames und zugleich undankbares Handwerk ist, hat Frau Dr. Luise Rehling geborene Diekerhoff längst erfahren. Dennoch hatte sie, nachdem sie schon 20 Jahre lang die Ehefrau des Pfarrers Kurt Rehling war, den herzhaften Mut, auf den Trümmerbergen von 1945 eine neue politische Laufbahn aufzubauen. Sie tat es mit ungewöhnlicher Sachkenntnis und großer Intensität. Als führendes Mitglied der interzonalen Frauenarbeitsgemeinschaft wurde sie zum Schutzengel aller Mühseligen und Beladenen. Kein Wunder, daß eine Frau von ihrer Abgeklärtheit, die unablässig bemüht war, in Heim und Familie zu wirken, bald in den Zonen-Ausschuß der CDU geholt wurde, wo sie sich nebenher noch kultur- und kommunalpolitischen Problemen widmete. Seit 1928 wohnt sie in Hagen. Dieser Wahlkreis schickte sie 1949 für die CDU in den Bundestag, dem sie auch in der zweiten Legislaturperiode wieder angehört. Wieviel Frauen von der Politik verstehen, hat Frau Luise Rehling mehr als einmal bewiesen, als sie mit sicherem Selbstvertrauen und gesundem Menschenverstand zu den Fragen der großen Politik, vor allem der Außenpolitik, Stellung nahm. Wo die Männer mit sogenannter Sachkenntnis imponieren wollten, ließen wir uns von unserem guten Empfinden leiten, in dem jedenfalls weniger Torheit als in männlicher Überheblichkeit liege, sagt sie, und auf dem Antlitz dieser zarten Frau liegt ein feines, gütiges und verstehendes Lächeln.



Franz Lenze (Wahlkreis 121 · Meschede-Olpe · CDU)

Studienrat Franz Lenze aus Attendorn gehört zu jenen Jahrgängen vor dem ersten Weltkrieg, die man heute als die Jugend mit angegrauten Schläfen bezeichnet. Es sind die Männer, die in jenem Alter stehen, das man „das beste Mannesalter“ nennt, deren Väter- und eigene Generation auf den Schlachtfeldern zweier Weltkriege viel Blut lassen mußten. Der römisch-katholische Studienrat Franz Lenze ist am 13. Oktober 1910 in Balve, Krs. Arnsberg, geboren, wurde in den entscheidenden Jugendjahren in einem Franziskaner-Kolleg in Holland erzogen, studierte alte Sprachen, Germanistik und Philosophie. Seit 1943 ist er Studienrat in Attendorn, wo er 1946 den Vorsitz der Jungen Union übernahm. Damit begann seine aktive politische Laufbahn. Die Stationen seiner Entwicklung führten über den Kreis- und Bezirksvorstand der CDU in den Landesvorstand von Nordrhein-Westfalen und in den Bundestag, dem er seit dem 6. September 1953 angehört. Dort hat er eine umsichtige, vielseitige parlamentarische Tätigkeit entwickelt. Als Mitglied und stellvertretendes Mitglied arbeitet er in den Bundestagsausschüssen für Jugendfragen, für Rechtswesen und Verfassungsrecht, für Kriegsoffer- und Heimkehrerfragen sowie für Bau- und Bodenrecht. Wenn man außerdem hört, daß er noch dem Kulturausschuß der CDU und dem personalpolitischen Ausschuß der kommunalpolitischen Vereinigung angehört, dann hat man etwa eine Vorstellung von dem Aufgabengebiet, das Lenze zu bewältigen hat. Er ist das, was man ein Arbeitstier nennt. Er ist ein geschickter Mann. Er gilt als einer der ernstesten philosophisch gebildeten Geister in der Bonner politischen Arena. Kraft dieser umfassenden Bildung ist er, ohne viel Wesens zu machen und ohne sich selber wichtig zu nehmen, der Regulator vieler Dinge in seiner Fraktion und im Parlament. Und das ist eine der besten Zensuren, die man einem Menschen und Bundestagsabgeordneten geben kann.



Johannes Kunze (Wahlkreis 119 · Iserlohn Stadt und Land · CDU)

Dem warmherzig tief sinnigen Mann geht der unbestreitbare Ruf voraus, der fleißigste Abgeordnete des Deutschen Bundestages zu sein. Johannes Kunze aus Bielefeld kennt keine Ferien. „Wer die Sache der Vertriebenen, der Ausgebombten und Evakuierten vertreten will, darf kein Verweilen kennen“ sagt er, der in seinem außerparlamentarischen Leben Verwaltungsdirektor der Sarepta-Anstalten in Bethel bei Bielefeld und Schatzmeister der Inneren Mission ist. Kunze meint damit den Lastenausgleich, dieses ungeheure, gewaltige Sozialwerk, dessen eigentlicher Schöpfer er ist. Daß er von früh 7 Uhr bis nach Mitternacht, zuweilen auch länger, in seinem Büro im Bundeshaus ist, möchten ihm einige seiner Kollegen gern übelnehmen. Der humanistisch gebildete und erzogene Johannes Kunze wandte sich den kommerziellen Wissenschaften zu, wurde Diplomkaufmann, Abteilungsleiter der DEMAG und später Diplomhandelslehrer an der höheren Handelsschule in Essen. Seit 1925 ist der heute 62jährige Verwaltungsleiter in Bethel. Kunze ist ein Mann von hoher Urteilskraft und ausgeprägtem Scharfsinn. Er spricht, was wenige der Bundestagsabgeordneten von sich sagen können, eine kluge und druckreife Sprache, in der das Wesentliche einer Sache enthalten ist. Wenn Fragen des Lastenausgleichs zur Debatte stehen, greift er oft spontan ein, entwirrt mit nur wenigen Worten eine verfahrenene Situation. „Ich halte den Lastenausgleich noch längst nicht für vollkommen. Deswegen bin ich seit Wochen schon wieder dabei, neue Vorschläge auszuarbeiten, durch die gewisse Härten gemildert und Verbesserungen, insbesondere für die älteren Anspruchsberechtigten, aus dem Lastenausgleich möglich werden sollen.“ Man darf sicher sein, daß der ruhige, sachliche, gemessen abwartende und prüfende Mann dem großen Sozialwerk für die Vertriebenen auch weiterhin seine eigene und persönliche Note geben wird.



Carl Wirths (Wahlkreis 75 · Wuppertal I · FDP)

Organisatorischer Weitblick und schnelle Entschlußkraft sichern dem 56jährigen Bauunternehmer Carl Wirths, FDP-Bundestagsabgeordneter von Wuppertal-Barmen, stellvertretender Vorsitzender des Verbandes freier Wohnungsunternehmen, Mitglied der Handelskammer Wuppertal und des bau- und wohnungswirtschaftlichen Ausschusses der Vereinigung der Industrie- und Handelskammer des Landes Nordrhein-Westfalen im westdeutschen Bau- und Wohnungswesen, den Ruf eines ausgezeichneten Fachmannes. Wirths wurde 1945, als er in die Politik eintrat, zunächst Mitglied des Beirates der Stadtvertretung Wuppertal, dann fünf Jahre lang Stadtverordneter und gleichzeitig von 1946 bis 1949 Mitglied des Landtages von Nordrhein-Westfalen. Dem Bundestag gehört er seit 1949 an. Er ist stellvertretender Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Wiederaufbau im Wohnungswesen, Mitglied des Ausschusses für Bau- und Bodenrecht und des Ausschusses für Besatzungsfolgen.

Sein persönliches Bemühen gilt dem Wohnungsbau für Flüchtlinge und Ausgebombte. Tatkräftig lenkt er alle Maßnahmen für dieses Ziel. Wirths ist der Vater des von ihm eingebrachten Wohnungseigentumsgesetzes. „Auf meine Anträge gehen das Gebührenbefreiungsgesetz und das Wohnungsbauprämien-gesetz zurück. Ich habe maßgeblich mitgewirkt am Baulandbeschaffungsgesetz, am Gesetz zur Förderung des Bergarbeiterwohnungsbaues, am Wohnraumbewirtschaftungsgesetz, am Ergänzungsgesetz zum Bundeswohnungsbaugesetz, am Lastenausgleichsgesetz und an der Novelle zum Einkommensteuergesetz.“

Wirths ist ein fanatischer Arbeiter. Den Achtstundentag kennt er nicht. Er ist ein sachlicher, ruhiger, profilierter Mann, dessen Ruf und Ansehen im Bundesparlament wegen seiner Fachkenntnisse unerschütterlich ist.



Eugen Huth (Wahlkreis 76 · Wuppertal II · CDU)

Eugen Huth, Buchdruckermeister aus Wuppertal-Vohwinkel, kam schon sehr früh zur großen Politik. Kaum 29 Jahre alt, im denkwürdigen Jahre 1930, wurde er im Wahlkreis Düsseldorf Ost als Reichstagskandidat des Christlich-sozialen Volksdienstes aufgestellt. Kurz vorher hatte er, der aussieht wie ein biederer Handwerksmeister und keineswegs wie ein Politiker, eine Druckerei gegründet, die er als ausgezeichnete Fachmann in seinem Gewerbe auch durch die mageren und schweren Jahre seines Lebens gebracht hat. Während der nationalsozialistischen Ära wurden ihm, der bekannt war als der unwandelbare Repräsentant des Christlich-sozialen Volksdienstes, keine Kränze geflochten. Den zweiten Weltkrieg erlebte er an Leib und Seele vom Anfang bis zum bitteren Ende. Eugen Huth, ein Mann von nüchterner Wesensart, der kein Propagandabedürfnis für seine eigene wertvolle Persönlichkeit kennt, stieß bereits 1945 zur CDU. Ein Jahr später war dieser Mann, dessen Gesinnung so unantastbar ist, Mitglied des Stadtverbandes Wuppertal und 1947 Kreisvorsitzender, Fraktionsvorsitzender im Stadtparlament und Mitglied des Vorstandes der Freien evangelischen Gemeinde Vohwinkel. 1949 und 1953 wurde Huth für die CDU in den Bundestag gewählt. Das etwa sind die äußeren Stationen seines politischen Lebens. Eugen Huth, heute 53 Jahre alt, ist bescheiden, einfach, anspruchslos und nicht im geringsten eingebildet, obgleich er Grund genug hätte, auf seine Laufbahn stolz zu sein. Er läßt sich in seinem Tun von ehrlichem Bemühen leiten. Er kennt die Bedürfnisse des Mittelstandes wie kaum einer. Und wo es gilt, diese Belange, auch wenn sie unpopulär sind, zu vertreten, bringt er ein beträchtliches Maß an Zivilcourage auf. Da ist er auch in der Lage, manch kräftiges und deutliches Wort zu sagen. Dies hat er schon mehr als einmal getan.



Heinrich Kemper (Wahlkreis 154 · Trier · CDU)

Der Textilkauflmann Heinrich Kemper aus Trier kann gerade jetzt auf eine dreißigjährige politische Tätigkeit zurückblicken. Er hatte schon von Jugend auf eine Neigung zur Politik. Als Mitglied des Zentrums war er von 1930 bis 1933 preußischer Landtagsabgeordneter. Während der Zeit des nationalsozialistischen Interregnums zog er sich aus dem politischen Leben zurück. Der sechsundsechzigjährige weltoffene Rheinländer von Geburt und Geblüt ging seiner Berufstätigkeit nach, die ihn in seiner Wahlheimat Trier nicht minder zu hohem Ansehen führte. 1946 als Mitbegründer der CDU des Bezirkes Trier wurde er Oberbürgermeister dieser Bischofsstadt an der Mosel, der er durch ihren unbändigen Aufbauwillen unter den Städten der Bundesrepublik zu einem ausgezeichneten Ruf verhalf. 1949 wurde er durch das Vertrauen seiner Wähler in den ersten und 1953 in den zweiten Bundestag berufen.

Heinrich Kemper, Kaufmann von der Pike auf, ist ein realistischer Mann. Auf Popularität macht er keine Jagd, aber das Vertrauen, das er in Trier genießt, ist ohnegleichen. Kemper ist kein hellauf begeisternder und mitreißender Redner. Aber seine Gedanken sind klar, sein Wirken ist auf Ausgleich und Versöhnung gerichtet. Kempers wichtigstes Anliegen im Bundesparlament sind Wirtschafts- und Mittelstandsfragen, die er auch als Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer Trier kennt. Hier weiß er Bescheid. Seine Stimme im Ausschuß für Sonderfragen des Mittelstandes hat Wert und Gewicht. Hier spielt der Politiker Kemper eine beträchtliche Rolle. Hier erweist sich der praktische Verstand und die praktische Lebensauffassung, sein rascher und scharfer Blick für die Wirklichkeit, mit der er noch immer und überall fertig geworden ist.



Peter Nellen (Wahlkreis 97 · Münster-Stadt und -Land · CDU)

Regierungsrat Peter Nellen aus Münster gehört noch zur jüngeren Generation der Bonner Politiker. Er ist 42 Jahre alt und das, was man einen Philosophen mit pädagogisch-psychologischem Einschlag nennt. Er hat die philosophisch-theologische Prüfung abgelegt, studierte Geschichte und Germanistik und unterzog sich außerdem noch dem pädagogischen Referendarexamen. 1943 wurde Nellen Studienassessor in Aachen. 1946 wurde er als Dezernent für Jugendpflege, Erwachsenenbildung und Sport an die Regierung in Münster berufen. Damit hatte er den ersten Schritt in die Politik getan, die ihn seither nicht mehr losließ.

Nellens wichtigstes Anliegen unserer Zeit ist, neue Formen der Jugenderziehung in der Demokratie zu finden. Ihm geht es um die heranwachsende Generation, die einen viel höheren Grad an Sachlichkeit und Nüchternheit besitzt, als ihr die ältere Generation zugestehen möchte. Diese Jugend will eine starke, aber demokratisch sicher kontrollierte Staatsführung. Eng damit zusammen hängt das Problem der Erwachsenenbildung und der Massenföhrung. Diese Belange vertritt er in Bonn in den Bundestagsausschüssen für Film, Presse und Funk, für Jugendfragen und für Petition. Hier offenbart er eine wohlthuende Sachlichkeit und das immerwährende Bestreben, Gegensätze zu überbrücken und Mißlichkeiten auszugleichen. Er ist ein ruhiger Mann, ohne das ungestüme, von Pathos erfüllte Drängen der ganz Jungen. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften ist seine Toleranz, seine Versöhnlichkeit und Fairneß gegenüber dem politischen Gegner. Dies zeigt sich hauptsächlich, wenn er über sozialpolitische Fragen debatiert, deren Lösung im Sinne des Ausgleichs der Sozialpartner ihm ein besonderes Herzensbedürfnis ist.



Heinrich Sträter (Wahlkreis 113 · Ennepe-Ruhr-Witten · SPD)



Die Aufgabe, vor die sich der Leiter des Büros „Montan“, worunter die Montan-Union ebenso wie die Mitbestimmung in den Montan-Holdings zu verstehen ist, innerhalb des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Heinrich Sträter, gestellt sieht, entbehrt der sensationellen Möglichkeiten. Vielmehr handelt es sich um ein zähes, nicht immer dankbares Wirken. Trotzdem ist das Vertrauen der Arbeiterschaft des Bergbaues sowie der eisen- und stahlerzeugenden Industrie nicht weniger groß als das seines Wahlkreises Ennepe-Ruhr-Witten, das ihn am 6. September 1953 für die SPD in den Bundestag schickte. Der 62jährige ehemalige Schlosser, ein breitschultriger imponierender Mann, der als einfacher Leute Kind schon selbst früh für das tägliche Brot zu sorgen hatte, ist mit der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung groß geworden. Bereits 1926, noch nicht 35 Jahre alt, wurde Heinrich Sträter Betriebsratsvorsitzender, später Geschäftsführer. Seine politische Laufbahn begann er als Gemeinderat und später als Stadtrat in Dortmund. 1933 wurde er entlassen. Es blieb ihm nichts erspart. Aber er war vielen Schicksalsgenossen ein Vorbild an Haltung. Er brachte sich während der nazistischen Jahre als Brotverkäufer ehrlich durchs Leben. Nicht selten war es hart genug. 1945 wurde Sträter Vorsitzender des DGB-Ortsausschusses Dortmund. Seit 1950 gehört er dem Hauptvorstand der IG Metall an. Die Fragen, mit denen sich der ruhige Mann im Bundestag zu befassen hat, sind nicht einfach: Arbeiterschutz, Tarifordnung, Mitbestimmung, Wohnungsfragen. Er gehört zu jenen Anwälten der Arbeiterschaft, die bemüht sind, soziale Spannungen auszugleichen. Wenn man eine kurze Charakteristik seines Wesens geben will, dann muß man sagen, daß er stets meint, was er spricht. Auch seine Handlungen sind stets von der Wahrheit, die er zu erkennen glaubt, bestimmt. Sein Ja ist Ja, sein Nein ist Nein.

Professor Dr. Ludwig Preller (Wahlkreis 127 · Kassel · SPD)

Prof. Dr. Ludwig Preller, Wissenschaftler, Arbeits- und Wirtschaftsminister a. D. von Schleswig-Holstein, heute in Stuttgart wohnend, ist ein Mann von nüchterner Wesensart. Auf den ersten Blick wirkt er etwas rustikal. Aber er ist ein sensibler, beweglicher Mensch von humanistischem Geist, von dem man sich vorstellen kann, daß er in einer Obersekunda die Oden des Horaz deklamiert. Er ist indessen ein rationalistischer Volkswirtschaftler, mehr noch Sozialwissenschaftler, dessen Ansichten über den Arbeiter und eine gerechte Sozialordnung zu den modernsten Thesen der internationalen Sozialpolitik gehören. Er hat nicht umsonst sein Leben in Arbeits- und Wohlfahrtsministerien verbracht. „Nur ein wahrhaft sozialer Staat kann die Schrecken der Vergangenheit und die gegenwärtige Not überwinden. Der sozialen Planlosigkeit der deutschen Gegenwart ist nur durch eine planende Idee zu begegnen. Ein sozialer Gesamtplan hat zu ordnen, wo Unordnung, Unklarheit und damit Unsicherheit herrschen.“

Wer eine solche Konzeption vertritt, ist der berufene Vertreter, auch im Bundestag zu den großen Problemen der Sozialpolitik Stellung zu nehmen. Die Verwirklichung eines modernen Sozialplanes ist Prellers parlamentarisches Aufgabengebiet. Dafür lebt er, darum kämpft er. Prof. Preller ist ein Mann, der in freier Rede sehr lebendig doziert, immer ohne Manuskript spricht und seine Worte mit reicher Gestik nachdrücklich unterstreicht. Sein Benehmen wirkt beim ersten Kennenlernen etwas spröde, kühl, reserviert. Er ist immer unauffällig, aber seine ganze Erscheinung verrät wirkliche Kultur. Er spricht die geistige Mundart des Mitteldeutschen, obwohl es das unverkennbar singende, gemütvoll-sächsische Idiom ist. Wer ihn lange und gut kennt, wird ihn weder für einen Phantasten noch für einen Revolutionär halten. Er ist nichts weiter als ein großer Sozialreformer, der im Sozialen das Fundament der Politik sieht.



IN MEMORIAM

D. DR. HERMANN EHLERS

Am 29. Oktober ist der Präsident des Deutschen Bundestages D. Dr. Hermann Ehlers, der erst kürzlich seinen 50. Geburtstag begehen konnte, völlig unerwartet verstorben. Als Folge einer schweren Kehlkopfoperation ereilte ihn der Tod durch plötzliches Versagen des Herzens. Der Verstorbene, der als Oberkirchenrat in der bekennenden Kirche tätig war, wurde am 14. August 1949 in den Deutschen Bundestag gewählt, dessen Präsident er am 11. Oktober 1950 wurde. Das ganze deutsche Volk trauert um einen Mann, der sich in Mühe und Sorge um die Zukunft unseres Volkes verzehrt hat. Hermann Ehlers hat dem Leben des Deutschen Bundestages einen besonderen Stil durch die Kraft seiner Persönlichkeit gegeben. Er wäre berufen gewesen, auch in der Zukunft eine der tragenden Säulen der demokratischen Entwicklung des jungen deutschen Staatswesens zu sein. Sein Name wird auf immer mit dem parlamentarischen Leben der schweren Nachkriegsjahre unseres Volkes verbunden bleiben.

FOTO-WETTBEWERB



„Winterlicher Wald“

Willy Oehl, Hoesch Werke AG, Dortmund



„Der Hase in der Tasche . . .“

Helmut Arnold, Westfalenhütte, Dortmund

„Pfahlbauten in Unteruhldingen, Bodensee“

Heinz Kleist, Schmiedag, Hagen



„Verschneiter Hohlweg im Sauerland“

Wilhelm Hegmann, Schmiedag, Olpe

„Bernkastel, schmalstes Haus Deutschlands“

Hans Kleine, Westfalenhütte, Dortmund



